Die Vorherrschaft Berlins

Friedrich Lienhard

Die Vorherrschaft Berlins

Friedrich Lienhard

Die hier vereinigten Aufsätze erschienen zumeist in der Heimat, siehe Verlagsanzeige am Schluß.



Von **Fritz Lienhard** sind früher erschienen:

Lieder eines Elsässers. 2. Aufl. Br. M. 1.20, geb. M. 2.—.

Wasgaufahrten. 2. Aufl. Br. M. 1.50, geb. M. 2.50.

Till Eulenspiegel. Bühnendichtung in 2 Teilen. 2. umgearbeitete Aufl. M. 1.60.

Gottfried von Straßburg. Schauspiel in 5 Aufzügen. M. 2.—.

Odilia. Legende in 3 Aufzügen. M. 2.—.

Nordlandslieder. Br. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Burenlieder. Geh. 50 Pf.

Münchhausen. Lustspiel in 3 Aufzügen. Geh. M. 2.—.

Die Schildbürger. Eine Frühlingsdichtung. Geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.

Lienhard, Friedrich

Fritz Lienhard

Die Vorherrschaft Berlins

Litterarische Anregungen



Flugschriften der Heimat Heft 4

Leipzig und Berlin S.W. 46, Bernburgerstr. 3
bei Georg Heinrich Meyer
Heimatverlag
1900

Inhalt

Ein persönliches Vorwort

zu diesen sozusagen erlebten Betrachtungen wird man nicht als Eitelkeit auslegen.

Nachdem ich zuerst als Berliner Student (1887 und 1888) mit einigen unfertigen Werken („Naphtali", „Weltrevolution", „die weiße Frau") in die Bewegung der damaligen Jüngstdeutschen geraten war, zog ich mich zunächst wieder aus der Litteratur zurück, besonders weil ich zu Methode und Weltanschauung des 1889 auftretenden Naturalismus kein rechtes Verhältnis zu finden wußte. Diese Richtung mußte erst ausreifen; so lange war für eine andere kein Platz. Nach Jahren seelischer Kämpfe um eine Weltanschauung und nach mancher Irrfahrt wurde der Gemütsdrang in mir mächtig, mit allen -ismen der durcheinanderlärmenden Großstadt rundum zu brechen und Atem zu holen im deutschen Wald, zu Hause, im elsässischen Dorf, im Stammestum. Das Stilsuchen und die technischen Bemühungen der Großstadt mochten auf sich beruhen, ich hatte nichts dawider: einfaches, unentartetes Menschentum sagte mir nun mehr, und auch die bunte, in kein Maß zu fassende stumme Natur war mir reicher. So erklärt sich der Grundton der kleinen Sammlung „Lieder eines Elsässers" (1895); und so erklärt sich das Zeit- und Wanderbuch „Wasgaufahrten" (1895). Ebenso gehören in diese neue Stimmung die (noch recht bitteren), die lustige Volksfigur ändernden Skizzen „Till Eulenspiegel" (1894 und 1896; aufgeführt 1896), worin sich der wahrhaft fröhliche Hans Sachs als Überwinder dem Schalksnarren gegenüber stellt; noch mehr

„Gottfried von Straßburg“ (aufgeführt 1897) und die Legende „Odilia“ (aufgeführt 1898). Eindrücke des Sommers 1898 in Norwegen und des Sommers 1899 in Schottland und an der Ostsee halfen inzwischen mit an der Loslösung von der engeren Heimat; so entstanden die „Nordlandslieder“ (1899). In nächster Zeit werden erscheinen „die Schildbürger“ (Dichtung) und die Komödie „Münchhausen“.

Wer die Titel dieser Werke überblickt, wird daraus allein schon ein Tasten nach einer Weltanschauung ahnen. Inzwischen ist ja überall das Wort „Heimatkunst“ in die Ästhetik eingedrungen. Hoffen wir nun, daß wir nach und nach wieder zu dem einheitlichen und doch buntartigen Geist einer vielersehnten Nationaldichtung kommen! Wir haben, was unseren hellenisierenden Klassikern abging, den festen Boden eines deutschen Reiches — so wachstumsfähig vielleicht wie unter den Hohenstaufen, als unsere Nibelungen die nötigen Vorbedingungen fanden und der Minnesang aus frisch gestimmten Gemütern floß. Es wird an uns sein, zu beweisen, daß zwischen Heimatkunst und Hochlandsgeist kein Widerspruch ist, daß wir vielmehr erst von unbefangener Natürlichkeit und gesunder Fabulierungsfreude aus wahrhaft gesund wachsen können zu Goethes reifer Harmonie des Weltblicks, Ring an Ringe setzend, wie die Tanne auf freien Bergen, Wipfel im Gewölk und Wurzelgeflecht im Erdreich!

Ostern 1900.

F. Lienhard.

Geschäftliche Vorteile Berlins.

Es ist eine Thatsache, die von keinem Unbefangenen bestritten wird: der geschäftliche Aufschwung Berlins hat auch den Geist unserer Litteratur vergewaltigt.

Am schroffsten tritt das in der Theaterkunst zu Tage: es ist ganz unmöglich, in Berlin ein Stück zur Aufführung zu bringen, das nicht mit den Tendenzen des modischen Problemstücks, Märchenstücks oder Salonlustspiels in Einklang steht. Und selbst wenn diese erste Bedingung vorhanden ist, so ist doch noch ein langer Weg bis zur Bühne, auch bei bester Technik: persönliche „gute Verbindungen", persönliche Bemühungen in Vorzimmern, Bekanntschaften im Klub, im Weinhause, im Café sind weitere Vorbedingungen einer Annahme. Das sind nüchterne Thatsachen.[1])

[1]) Es ist überflüssig, zu bemerken, daß sich freilich auch bei besseren Zuständen Kleists Schicksal, Hebbels mannigfache Enttäuschung, Grillparzers Verstimmung, Wagners Kämpfe u. s. w. wohl noch oft wiederholen werden. Man vergegenwärtige sich folgende kurze Notiz, die Bände spricht: „Vorzugsweise wurden (um 1810, kurz nach Schillers Tod, als Kleist ungehört unterging) Lustspiele aufgeführt. Kotzebue und Iffland mit ihrer kleinbürgerlichen Richtung beherrschten den Spielplan so überwiegend — wie Goethe und Schiller gegenüber damals in Deutschland überhaupt — daß mindestens ein Drittel aller aufgeführten Stücke aus Kotzebues Feder stammte" (Otto Weddigen, Geschichte des Königlichen Theaters in Wiesbaden). Tantiemenkönig des Jahres 1899 ist Oskar Blumenthal geworden, ein weit schwächerer Kotzebue: er gelangte 3076 mal zur Aufführung, mit dem „Weißen

Man könnte ja nun sofort antworten: „Aber warum geht denn ihr deutschen Künstler aus euren Landschaften überhaupt fort? Was sucht ihr denn in Berlin? Warum laßt ihr denn — um beim Theater zu bleiben — eure landschaftgesättigten Stücke nicht in euren heimatlichen Gauen aufführen? Dort habt ihr doch ein stammverwandtes Volk, das euch unmittelbar versteht, wie einst die Athener ihren Sophokles, dort habt ihr eine andere Zuhörerschaft als im Mischmasch Berlins, dessen Theaterbesucher sich bekanntlich zu 90 % aus dem Börsenviertel zusammensetzen! Bleibt in euren Gauen, schafft aus euren Gauen heraus, und wachst und erweitert euch so nach und nach über das ganze Reich hin, bis in die Tiefen der Ewigkeit!“

Das ist ganz richtig, ist auch an sich klar und gesund. Aber es hat vorerst noch einen kleinen Haken. Die Berliner Presse ist dieses kleine Hemmnis. Jedes elendeste, in Berlin durchgefallene Stück wird in zwanzig und mehr Zeitungen und Zeitschriften gleichzeitig besprochen, wird von

---

Rößl“ allein 1692 mal; hinter ihm kommt Kadelburg mit 2926 Aufführungen: — Schiller brachte es mit seinen 17 Werken nur auf insgesamt 1102, Shakespeare auf 788, Goethe auf 326 Aufführungen. Wagners „Tannhäuser“ erlebte zwar 277, „Lohengrin“ 273 Abende: — aber lange nicht so viel wie die „Geisha“ (603) oder die „Fledermaus“ (336). Ähnlich wird das Verhältnis wohl immer sein; nur daß vielleicht Cirkus und Variété, über deren Wettbewerb jetzt schon geklagt wird, den famosen „Bildungsanstalten“ immer mehr Abbruch thun werden. Man denkt in Schriftstellerkreisen ernstlich daran, die Tingeltangel litterarisch „zu heben,“ wie in Paris. Warum nicht? — Wieviel Zerfahrenheit und Mangel an tieferem Blick im Prüfen eingereichter Manuskripte (durchschnittlich im Jahr 300 an den größeren Bühnen) obwalten, darüber weiß jeder Kenner und Beobachter zahlreiche Einzelthatsachen, die aber historisch und statistisch meines Wissens noch nicht zusammengestellt sind. Es müßte ein närrisches Buch werden!

mehreren Dutzend Kritikern und Litteraten, die hier versammelt sind, persönlich gesehen, haftet also hundertfach stärker in Eindruck und Gedächtnis und wird über ganz Deutschland hin hundertfach bekannter, als selbst ein sehr gutes Stück, das „irgendwo da hinten", sei es Bremen oder Straßburg, Elberfeld oder Danzig, zu beifälliger Aufführung kam und von drei oder vier wenig bekannten Ortszeitungen mit wenig bekannten Kritikern besprochen wurde.

Dazu kommt noch eins. Wir haben hier auch die besten und höchst bezahlten Schauspieler. Wir haben also die Gewißheit, das Stück in denkbar vollkommenster Aufführung so dargestellt zu sehen, wie es den Absichten des Dichters entspricht. Das ist gleichfalls beim Urteil, z. B. über einen „neuen Hauptmann", sehr entscheidend.

Und dieser Punkt hängt wieder mit einem anderen zusammen: mit dem Geldpunkt. Die Theater des Reiches können nicht mit so zahlreicher Besucherschaft rechnen, wie die fünf großen Theater Berlins, die aus anderthalb Millionen Menschen ihre Gäste beziehen. Die Berliner Theater können also auch mit höchstem Sold die besten Kräfte sammeln. Und da das Wagnis einer Erstaufführung immer mit bedeutenden Geldauslagen verbunden ist, so sind die Direktoren der Theater draußen im Reiche noch weit vorsichtiger als die Herren in Berlin: sie warten in den meisten Fällen einfach ab, „was in Berlin gefällt". Dazu kommen die vermittelnden Agenten, die spaltenlange, geschickte Auszüge aus den Berliner Kritiken an alle Theater deutscher Sprache versenden: Agenten, die gleichfalls in Berlin sitzen und für alles Berlinerische mit dem Eindruck des Selbsterlebten aufgeregt Propaganda machen.[1])

---

[1]) Über die ergötzliche Art dieses Reklamebetriebs plaudert z. B. Heinrich Lee in der „Frankf. Ztg." (25. Febr. 1900). Er spricht von

der Berliner Theatersitte, ein Stück womöglich bis zur hundertsten Aufführung durchzujagen, um dann die „100" als Reklamewort zu benutzen. Der Erfinder dieser Jagd nach der Hundert war ursprünglich der Leiter eines Possentheaters, Adolf Ernst; inzwischen ist aber dies Verfahren an allen Bühnen in Aufnahme gekommen. Besonders blüht die Gewohnheit „im Residenztheater mit seinen französischen Schwänken und im Lessingtheater mit seinen Stücken von Blumenthal und Kadelburg. Noch heute, wo Blumenthal nicht mehr der nominelle Leiter dieser einst unter ihm so blühenden Bühne ist, weiß er ein Mittel anzuwenden, seine Stücke auf ihr der hundertsten Aufführung möglich nahezubringen, denn unter den Bedingungen, die er dem jetzigen Direktor dieser Bühne auferlegt, befindet sich auch die, daß seine Stücke so lange Abend für Abend hintereinander gegeben werden müssen, als die Einnahmen sich auf einer kontraktlich ausgemachten Höhe halten ... Zu den Stücken, welche in Berlin mehrere Hundert Aufführungen erlebten, gehört auch Halbes „Jugend" und es giebt vielleicht kein zweites Stück, das für unser Thema nach einer gewissen Seite hin lehrreicher wäre. Die Einnahmen bei diesem Stück beliefen sich mitunter an einem Abend kaum auf einhundert Mark, und oft genug wurde es, wenigstens im Sommer und in den Nachmittagsvorstellungen, vor zwei, drei Bänken gespielt — womit natürlich dem dichterischen Wert des Stücks so wenig wie durch die mit ihm getriebene Reklame irgendwie Abbruch gethan werden soll. Dennoch, trotz dieses mangelhaften Zuspruchs, konnte es das Stück in Berlin auf dreihundert Aufführungen bringen. Das Rätsel, das darin für den harmlosen Laien steckt, wird für ihn gelöst, sobald er sich erinnert, daß das Stück nur sechs Darsteller bedarf. Aus diesem Grunde konnte es die Berliner Direktion verschiedene Male eine ganze Sommersaison hindurch Abend für Abend geben — auch bei schlechten Einnahmen, denn ein Personal von sechs Darstellern kostet nicht viel, zumal im Sommer" ... Diese Stücke (im Sommer) sind „ausschließlich für die Fremden berechnet. Lassen diese sich nun von dem Umstand, daß das Stück zum 100. Mal gegeben wird, imponieren und gehen hinein, so schütteln sie vielleicht den Kopf und können nicht begreifen, wie es zugeht in der Welt, daß eine so ‚faule Sache' hundertmal gegeben wird. Der Berliner begreift es."

Aber sehen wir einmal vom Theater ab: auch wenn Männer der Feder überhaupt in Berlin festen Fuß haben, wird für ihren Ruf und Ruhm geschäftlich mehr gesorgt. Man vergleiche einmal, wie Fontane und C. F. Meyer an ihren 70. Geburtstagen gefeiert wurden! Bei Fontane, bei dem allerdings örtliches Interesse hinzukam, waren alle Blätter und alle Zeitschriften artikelvoll, von C. F. Meyer, dem viel bedeutenderen Schweizer, hörte man verhältnismäßig recht wenig. Und was war das für ein Feiern des siebzigjährigen Spielhagens in Berlin W.! Der innigere und tiefere Raabe, der Nicht-Berliner, wird dergleichen nicht erleben. Wohlgemerkt: mit der litterarischen Wertschätzung hat ja das unmittelbar nichts zu thun, aber das alles ist für den betreffenden Dichter starke Reklame, das alles verwirrt das Urteil der Zeitgenossen, das alles schafft geschäftliche Vorteile, schafft Ruhm und äußeren Erfolg — und drängt gleichzeitig bessere Männer, die aber nicht im Berliner Gewimmel persönlich verkehren, von der ihnen gebührenden Stelle zunächst zurück.

Und so kommt es nun, daß — wie ich Eingangs sagte — auf diese Weise auch der Geist deutscher Litteratur einfach von Berlin aus vergewaltigt wird. Was mit so viel Stimmen besprochen wird, was so aufgeregt gefeiert oder auch angegriffen wird: „daran muß doch wohl 'was sein." Man hat „so viel davon gehört," bis man neugierig wird, bis es „gebildet" scheint, sich ein „eigenes Urteil" zu formen, sei es nun Ibsen oder der Reklame-Jüngling Georg Hirschfeld. So wird durch den geschäftlichen Aufschwung Berlins der Geist einer steten und innerlichen Entwickelung deutscher Kunst und Litteratur beeinflußt und verwirrt.

Und dazu kommt dann noch eins: Kann denn wohl das, was die Nerven der Premièren-Besucher Berlins reizt und anregt, überhaupt die richtige Seelenkost für

das Volkstum der gelasseneren deutschen Landschaft sein? Man sehe sich doch einmal dieses Publikum an! Wie viel Gemeinsames haben wir denn mit ihnen, wir Elsässer oder Holsteiner, wir Baiern oder Franken oder Thüringer? Wie viel Empfindung ist denn die gleiche in uns Menschen von Licht und Landschaft mit jenen ewig unruhigen Menschen des Kulturballastes, der Salons, der Börse, der Nerven, des Patchouli? Ich sage nicht, daß alle Berliner — zudem ist „Berliner" ein ungewisser Begriff — von volksgemäßem und landschaftlich gesundem Empfinden fern seien. Aber die Damen und Herren, die im wesentlichen bei Premièren und in litterarischen Zirkeln den Ton angeben, sind es in neunzig von hundert Fällen.[1])

[1]) Lassen wir einmal zur Abwechslung dem boshaften Maximilian Harden über das Berliner Premièren-Publikum das Wort. Dieser Litterat ist doch mindestens nicht — dezentralistisch angehaucht; er schreibt („Zukunft," 17. Febr. 1900): „Ein widrigeres Publikum als das der ersten Vorstellungen des ‚Deutschen Theaters' wird man auf der bewohnten Erde vergebens suchen. Andere Zuschauermengen mögen noch so ungebildet, unkünstlerisch und geschmacklos sein: sie haben wenigstens den Mut, sich offen zu ihrem schlechten Geschmack zu bekennen, sie bejubeln die Banalität, finden ihrem Klassengefühl den derbsten Ausdruck und verbergen ihr Unbehagen nicht, wenn sie von der Heerstraße in Tiefen oder gar auf Höhen geführt werden sollen. Die Premièrensippe des ‚Deutschen Theaters' möchte stets auf der Höhe sein, — auf der Höhe des Tages, wie der die Sache treffende Ausdruck lautet. Sie hat immer Angst, nicht ganz modern zu scheinen, den letzten Zug ins Gelobte Land zu versäumen, und heuchelt deshalb, auch wenn sie sich bis zu Gähnkrämpfen langweilt, Interesse und Spannung. Sie klatscht der Verhöhnung und Beschimpfung ihrer Klasseninstinkte, ihres eigensten Empfindens und Wollens Beifall und zischt, wenn ihr harmlose Richtigkeiten vorgesetzt werden, die sie im Grunde doch gar so gern schlürft . . . Der ewigen Messiashoffnung dieser Leute wurde im Unheilsjahr 1890 verkündet, Herr Hauptmann sei der Verheißene, der Erlöser aus einer Not — die

Wie ist dieser Vorherrschaft gegenüber Gegengewicht zu schaffen? Wie können die Gaue und Stämme deutscher Sprache von der Wasserkante bis nach Tirol und Steiermark wieder mehr und einflußreicher in den Vordergrund, in die öffentliche Achtung und Beachtung treten?

Vom Reichtum deutscher Landschaft.

Wenn einmal unsere Litteraturgelehrten verlegen sein sollten um eine Benennung des dichterischen Schaffens des Fin de siècle, so darf man wohl die Überschrift vorschlagen: Berliner Litteratenkunst. Oder allgemeiner, auch Wien und München mit hereinziehend: großstädtische Kunst.

So sinnlich natürlich, als wäre nur der Ort gemeint, an dem die betreffenden Dichter sitzen, fasse ich das nicht. Wir haben im vorigen Abschnitt gesehen, aus welchen Gründen zunächst äußerer Art Berlin (Wien, München) den Ton angiebt. Der industrielle, politische, allgemein

sie nie gefühlt hatten —, der unermeßliche Dichter, zu dessen Verständnis sie sich — was ihnen Ehre mache — allmählich emporgearbeitet hätten. Seitdem nehmen sie alles hin, was der Gesalbte ihnen bietet, und ächzen nur insgeheim manchmal über die Lasten des Kunstgenusses. Was soll man thun? Der Mann ist fein-fein. Erich Schmidt hat es gesagt, Richard Moses Meyer hat es gesagt, Schlenther und Brahm haben es gesagt und im ‚Börsenkourier‘ steht es auch. Prima-Referenzen von guten Häusern .... Diese Parvenühorde, der jede Ursprünglichkeit, jede naive Regung fehlt, würde, mit ihrer frisch gefirnißten Unkultur, ihrer hastigen Sucht, in der Wochenstube der Künste zu sitzen, einem Satiriker unschätzbaren Stoff liefern“ ... Das sind übertriebene stilistische Kapriolen: aber den wahren Kern wird kein Kenner der Verhältnisse bestreiten — freilich nicht bloß in Bezug auf die „Premièren-Sippe“ des „Deutschen Theaters“, die ihrem Direktor selbst vermutlich am unangenehmsten ist.

geschäftliche Aufschwung Berlins hat auch auf den Litteraturbetrieb und damit auf den Litteraturgeist eingewirkt. Aus den Großstädten der Nachbarländer, besonders Paris, schlugen Wellen herüber. Es bildete sich seit 1870 eine ganz besonders geartete großstädtische Litteratur mit gesellschaftlichen Problemen und besonders gearteter künstlerischer Technik.

Diese Kunst trägt naturgemäß etwas vom Charakter der Massen, der zusammengehäuften und infolge des veränderten Wirtschaftsbetriebes von sozialen Sorgen gequälten Massen an sich. Ein demokratischer Zug, im geistigen Sinne des Wortes, ist dieser Kunst eigen, sowohl der Armeleut-Malerei oder Armeleut-Litteratur der Naturalisten als auch der liberalen Kunst des in Berlin W. beliebten Sudermann. Die aristokratische und ideale Kunst, die diesem Tiefland gegenüber Hochland bedeutet: die Malerei etwa Böcklins, die Kunst C. F. Meyers, auch Nietzsche[1]) und die

---

[1]) Nietzsche gegenüber wird ein Mann, der gern selbständig bleibt, soweit das im Gefüge einer Kultur möglich ist, ebenso vorsichtig sein müssen wie gegenüber manchen Ausmünzern Wagnerscher Ideen; auch Böcklin und besonders C. F. Meyer neigen nach Südland und sind nicht frei von Hellenismus. Eine Heimat- und Nordlandskunst behalte in Erinnerung, was Nietzsche unter „Wir Heimatlosen" und vom „Bauernaufstand" (in der „Fröhlichen Wissenschaft") schreibt; bedenke auch, besonders in Erwägung der letzten Mitteilungen von Frau Förster-Nietzsche in der „Zukunft" (1899, Nr. 25), den zunehmenden Formalismus Nietzsches, der sich zuletzt in Bewunderung der Franzosen, in Verabscheuung Shakespeares und überhaupt schon immer in Vorliebe für Romanismus und modernisierten Hellenismus bekundete. Aber Nietzsches Ideal einer einheitlichen und vornehmen Kultur und einer wahren Bildung ist wichtig. Darin berührt er sich mit Richard Wagners Gedankenwelt; darin sind Verbindungslinien etwa zu Gobineau, auch zu Emerson, Ruskin und Carlyle. Es wird für uns Jüngere die Aufgabe harren, charaktervollen Nationalismus und weitherzigen

Bayreuther, eine Kunst, die sich charakteristischerweise in Oberdeutschland hielt, kam dem gegenüber nicht zum Durchbruch. Wagner hat nur die Musik entscheidend beeinflußt, nicht die Litteratur; die Versuche Herrigs oder Henzens, Volksspiele zu gründen nach Wagners Anregungen (Worms), sind gescheitert. Der großstädtische Demokratismus und Liberalismus der Litteratur herrscht unbestritten. Auch die epigonenhaften Versuche eines Wildenbruch oder gar Lauff, das Drama hohen Stils zu retten, sind vorübergegangen oder von vornherein bedeutungslos.

Nun kann man aber Freund und Sohn seines deutschen Volkes sein, ohne großstädtischer Demokrat, man kann freiheitlich sein, ohne dem liberalen Bürgertum eine Art Parteidichter zu werden. Und da möcht ich nun neben der großstädtischen Litteratur und Kunst als rechten Gegensatz oder doch als gleich berechtigte, ja mehr berechtigte Seiten-Erscheinung eine *landschaftliche Kunst und Litteratur* wünschen.

Die Landschafts-Litteratur von heute, oder auch die Heimatkunst, kann nicht ohne weiteres mit der alten Dorfgeschichte partikularistischer Tage gleichbedeutend sein. Wir wollen durchaus keinem Partikularismus, jetzt, an der Jahrhundertwende, das Wort reden. Aber das Stammesbewußtsein eines ins große Reich bewußt eingegliederten Reichsbürgers braucht auch in den Tagen des Weltverkehrs noch lange nicht *aufzuhören*. Es giebt da zwei Grade des Empfindens. Der naive Natursohn, der nie über sein Dorf im Waldwinkel hinausgekommen, der verwachsen ist mit

---

Humanismus in einer dritten Einheit zu versöhnen, auf dem Verständigungsboden reifer Menschengüte. Wie der greise Michelangelo in Gobineaus „Renaissance" zur ebenso gereiften Vittoria Colonna sagt: „Ein Herz wie das Eure steht auf dem Gipfel der Größe: und dieser Gipfel heißt die *Güte*." Wir haben lange genug Verneinung und Bosheit wirken lassen.

Scholle und Hof, mit Wald und Busch und Heide, wird mit einfältiger Selbstverständlichkeit an seinem Fleck Erde hangen, so lange kein Schall von draußen in seine Welt entscheidend hereinklang. Dann kann eine Zeit der Wanderlust, des Herabsehens auf sein Walddörfchen kommen. Neue, große Eindrücke schlagen über dem Wanderburschen zusammen: die aufrüttelnde Stimmung des Weltverkehrs, des Meeres, des Hochgebirgs, fremder Sprachen, fremder Sitten nehmen seine ganze Fassungskraft in Anspruch. Nach und nach aber wird er dieser Eindrücke Herr, sichtet und ordnet den eingeheimsten Ballast, vergleicht mit seiner Waldstille — und kommt endlich bereichert und beruhigt, als der alte und doch ein anderer, auf seinen heimatlichen Fleck zurück. Jetzt wird er mit neuer, bewußter, geläuterter Liebe aufs neue Freund und Sohn seiner Heimat, seiner kleinen Pflicht: er hat vergleichen gelernt, er hat sein Fleckchen eingliedern gelernt ins große Reichs-Ganze, er hat auch seine kleine Pflicht eingegliedert ins Welt-Ganze. Er ist nun wieder „Partikularist“, das heißt aber hier: bewußter Freund seiner besonderen Heimat, und ist doch zugleich vortrefflicher Reichsbürger; er ist nun guter Deutscher und ist doch zugleich unbefangener Beurteiler der Eigenart anderer Völker, wenn man also will: „Weltbürger“.

Diese reife Heimatliebe, dieses reife Stammesbewußtsein ist es allein, das wir in den Tagen eines großen Weltverkehrs brauchen können und das nie untergehen kann!

Und auf diese reife Liebe zu deutschem Land und Volk darf und kann sich allein eine moderne Heimatkunst aufbauen. —

Und da drängt es mich nun, darauf hinzuweisen, wie reich und schön und immer neuartig unser deutsches Land, unsere deutsche Geschichte, unsere Sagen, Märchen, Gebräuche und folglich auch unsere dichterischen Stoffe

sind weitum im Reiche und über seine zu engen Grenzen hinaus.

Zu meinen Lieblingsstücken gehört — merkwürdig genug, wird mancher sagen — ein knorrig-derbes Zwischenspiel des alten Lope de Vega: „Der Kerker von Sevilla". Was ist es denn eigentlich, das diesen Lope und das auch Shakespeare so ewig jung erhält? Es sind nicht die dichterischen Gedanken an und für sich: es ist die landschaftliche Frische, es ist das viele Licht, Luft, Liebe, Leben, das diese lebensvollen Dichter einer gesunden Zeit durchflutet und umstrahlt.[1]) Und alle Volkspoesie im besten Sinne des Wortes ist eben dadurch so sehr erfrischend und kann eben darum in jeder Litteratur-Erneuerung so sehr als immer neue Anregung dienen, weil diese Dichter, von Homer bis zum Nibelungenliede, mit der Landschaft in Berührung stehen.

---

[1]) Hier liegt der Schwerpunkt. Es ist, wie so oft, eine Verwechslung der bloßen Stammeskunst mit der weitdeutschen Heimatkunst und Nationaldichtung — (denn nicht nur Haus und Städtchen: ganz Deutschland ist unsere Heimat und vom deutschen Geiste aus die ganze Welt!) — wenn der vielfach verständige S. Lublinski im „Kunstwart" (Febr. 1900) im Hinblick auf die Heimatkunst meint: „Man muß sich eben, um dem allgemeinen Wirrwarr zu entgehen, in einen gesicherten Kreis (?) zurückziehen. Aber eine freiwillige Verengung des geistigen Horizontes (!) liegt darin doch, und nicht jeder ist ein Gottfried Keller." Mich dünkt, wir begeben uns gerade aus dem „gesicherten Kreis" der Methoden, des Berliner Partikularismus, der Modeprobleme, der technischen Manieren u. s. w. heraus und ziehen dem „l'art pour l'art" das ewig neue Leben vor, draußen im Volkstum und in unserer freien und weiten Persönlichkeit. — Noch unüberlegter ist S. Lublinskis Behauptung im „Litterar. Echo" (1. März), die sich nur auf das Huchsche Buch „Mehr Goethe" gründet, die Heimatkunst sei „eine Reaktion im schlimmsten Sinne des Wortes." Er wird einsehen, daß die weit und tief erfaßte Heimatkunst in jeder Beziehung eine Erweiterung bedeutet.

Ihre Worte hallen ganz anders, es ist eine ganz andere Fernsicht in ihren Sätzen, es geht ein anderer Atemzug durch ihre Werke — selbst wenn sie just ganz genau denselben Stoff behandelten, den ein gebückter, tüftelnder, verdrossener großstädtischer Poet formt.

Und wo ist dieser Atem der Landschaft in unserer heutigen Litteratur? Ist etwas von Schlesiens Landschaftszauber, wenn der Juniwind über Kornfelder geht, etwas vom scharfen Kammwind des Riesengebirges in Meister Gerhart Hauptmanns sorgsamen Stubenproblemen? Strömt Max Halbe ostpreußische Kraft aus seinen feinen Milieu-Studien? Oder haben sie nicht vielmehr beide dieses „Milieu" — Milieu: schon das bezeichnende Fremdwort! — nach Zola kunstvoll und bewußt studiert? Denn auch Zolas „Mutter Erde" trieft ja ordentlich von Landgeruch — ist es darum aber frische und erfrischende Heimatkunst eines hell um sich schauenden, warmherzigen und willensstarken, eines seelengesunden und körperfrischen Mannes? — Nein. Dieser studierten Kunst fehlt das, was gerade Lope de Vega — darum nannt' ich vorhin seinen kleinen Scherz — so hervorragend auszeichnet: Ursprünglichkeit!

Und wie reich und stark sind die Stimmungen unserer Gaue! Ernst Wachler hat einmal in seinem viel zu wenig beachteten Buche „Die Läuterung deutscher Dichtung im Volksgeiste" (Oppeln, Georg Maske) darauf hingewiesen, wie auf Schritt und Tritt im neuen, dichterisch so ganz und gar nicht ausgenutzten, so ganz und gar nicht beachteten Reiche Stoffe wie Waldbäume und Feldblumen wild wachsen. „Ein heiteres, humorvolles Getriebe darzustellen, wie es z. B. der Münchhausenstoff bietet, scheint uns die Aufgabe des landschaftlichen Dramas. Wir dürfen unser Ideal einer Komödie nicht nach dem französischen Lustspiel zuschneiden. Das Groteske und Burleske gehört durchaus in unser Volks-

stück. Es muß in eine landschaftliche Stimmung getauft sein, wie Wagners „Siegfried“, dessen zweiter Aufzug die tiefe deutsche Freude an der Natur, das innige Leben und Weben in ihr so wundervoll darstellt. Von der Situation, vom Boden, von der Beschaffenheit der Gegend, des Volksschlags muß die Dichtung ausgehen, statt von einer ausgetüftelten Fragestellung. Sie muß das provinzielle Leben ausschöpfen und anschaulich gestalten. Wie schlagend und spaßhaft könnte sie dadurch wirken! Welche Menge von Figuren stände ihr zu Gebote! Wo sind die Stücke, in denen die Patrizier von Nürnberg und Lübeck spazieren? Wo wird auf der Bühne das bunte und großartige Leben der Hansastadt Hamburg mit all ihren Matrosen, Schiffern und Kaufherren, mit der Hafenbevölkerung St. Paulis, dem Bootgewimmel auf der Alster, den Villen und Parks am Elbufer bis Blankenese lebendig? Ich denke mir Dramen, die in Ostfriesland spielen, die das fröhliche, rheinische Treiben in der Fülle seiner Farben vor Augen stellen, und solche, die den Gegensatz von Welfen und Preußen in Hannover in deutschem Geiste behandeln. Wie unendlich viel bieten die historischen Stätten am Rhein, von St. Goar und Bingen an bis hinauf zum Neckar und den Ruinen des Heidelberger Schlosses! Ist das hessisch-thüringische Bauernleben so arm? Ist der Reichtum der schlesischen und mährischen Figuren, der Holzflößer auf der Oder, der katholischen Priester, der reichen Edelleute auf ihren Herrensitzen erschöpft? Wer gestaltete das lebhafte Getümmel auf der Kieler, der Flensburger Föhrde? Wo sind unsere Fischer an der Ostsee? Unsere Pommern und Niedersachsen, die wetterharten Angeln, die Dithmarschen an der Nordsee? Wo unsere sonngebräunten Teerjacken auf den Kriegsschiffen der deutschen Marine? Das deutsche Schauspiel kennt sie

nicht. Und ich wiederhole: kann man dann von einem Nationaltheater reden?“[1])

Diese frischen Forderungen eines Landschaftsdramas, Forderungen, die sich auch in Bezug auf unseren Theaterbau, auf Szenenwechsel, auf Bedeutung unserer Schauspielhäuser für Kultur und Volksleben, vortrefflich ausbauen ließen, Forderungen, deren wesentlicher Inhalt auch für Lyrik und Roman gelten — mögen einseitig sein. Aber ist etwa euer dumpfer Naturalismus nicht einseitig? Ist die großstädtische Problem-Tüftelei nicht einseitig? Sind die Witzjagden der Blumenthal-Kadelburg nicht einseitig? Und unsere Einseitigkeit ist gleichbedeutend mit Aufatmen und mit Frische des Gemütes, der Sinne, der Seele! Die Landluft der Dorfgeschichte möchten wir hineintragen in die große Kunst: in die verwickelteren und reicheren

---

[1]) Wachler macht in jener Schrift, als auf volksgemäße Stoffe, auf drei Gebiete aufmerksam: „Aus drei Gebieten zieht das deutsche Volkstum der Gegenwart seine Kraft: drei offene Gebiete für eine volkstümliche Dramatik. Das erste sind die vaterländischen Sagen und Märchen; das zweite ist die vaterländische Geschichte, soweit sie lebendig und gemeindeutsche Geschichte ist; das dritte ist das althergebrachte Thun und Treiben des Volkes in Dorf und Stadt, in Wald und Feld, im Hochgebirg und an der Küste.“ Und schließt sehr richtig: „Drei Eigenschaften darf ich von unserer Dramatik fordern: sie hat national zu sein, oder sie verdient den Namen deutsch d. h. volkstümlich nicht; groß: sie behandle Deutschlands würdige Begebenheiten und nicht die Erbärmlichkeit eines engen Daseins, nicht die unwichtigen Leiden von Durchschnittsmenschen, wie es die Naturalisten in ihren schaal-kleinbürgerlichen Stücken fast ausschließlich thun; endlich modern: sie gestalte die Wirklichkeit mit Frische und altertümle nicht!“ Mit dem „groß“ ist selbstverständlich nicht etwa nur die Staatsaktion verstanden: dieses groß ist soviel wie bedeutsam, weitsichtig und weitherzig, wertvoll für die Gesamtheit aller Stände, soweit man in deutscher Sprache zu Menschenherzen spricht.

Formen des Lustspiels, der epischen Dichtung, des Trauerspiels!

Ich meine also durchaus nicht, daß diese Stoffe lediglich als beliebiger Hintergrund und geschickte Unterlage für irgend welche verdrießliche oder verwickelte Geschichten „benutzt" werden sollten. Dergleichen Geschichten, Romane, Dramen haben wir genug!

Nein, nein, wir müssen endlich wieder wissen, was behaglich-starke Freude und was wahrhaft männlicher Ernst ist! Die Lustspiele von heute sind witzelnd und spätzelnd, die Dramen und Trauerspiele sind traurig und kläglich; das Lustspiel Lopes und Shakespeares aber ist fröhlich und scherzend, weil jener Dichter Herz und sittlicher Wille gesund ist, und das Trauerspiel aller Großen ist heilig-ernst, ist erhaben in seiner letzten Wirkung, weil der großen Dichter Weltanschauung stark nnd tief ist.

Uud so liegt es nicht am Reichtum deutscher Landschaft allein: es kommt auch darauf an, nach aller Decadence, daß wir Seele und Sinne dafür haben, diesen Reichtum in Regensturm und Sonnenschein zu schauen, mitzuleben. Wir werden dann gleichzeitig Seele und Sinne haben für den Reichtum eines vollen und starken Menschenlebens mit all seiner Zartheit und Wildheit, seinen Schwächen und seinem Trutz, mit all seinen Leidenschaften. Die Psychologie der Großstädter ist kümmerlich und einseitig: ihre Modelle sind zu kläglich! Oder stehen sie sich selber Modell und sind sie selber — keine Helden? Es kommt, kurz gesagt, nicht nur auf die Landschaft an, es kommt ebenso reichlich in Betracht, wer von dieser Landschaft sich anregen, sich erziehen läßt. Es ist auch hier wieder in letzter Linie die dichterische Persönlichkeit, ohne die wir machtlos sind, und wenn wir zu Dutzenden erfrischende Stoffgebiete aus unseren Wäldern und Burgen, Märchen und Sagen und

Gebräuchen zusammensuchten: — erst die heiter-überlegene Kraft der Behandlung giebt den Ausschlag.

Aber die Landschaft ist da, in all ihrer Farbe und Gesundheit, mit ihren Wurzeln, Pflanzen, Bergformen und Dörfern, mit ihrer gelassenen Ruhe: lassen wir uns von ihr erziehen, daß wir seien wie sie, auch in unserem Schaffen: — aus der Heimaterde gen Himmel wachsend, in Sturm und Sonnenfreude! —

Und dieses Schaffen aus heimischer Art heraus, anknüpfend an Gebräuche, Sitten, Stammesart, gesättigt mit Landschaftsluft, scheint mir die fruchtbarste Art, die Vorherrschaft Berlins zu bekämpfen. Der Zauber des Zeitgeistes muß in seiner Einseitigkeit ausgeglichen werden durch den Zauber des Ortsgeistes, wenn man das Wort gestattet. Wenn ich auf einem sonnigen Felsen des Wasgaus so recht mit Behagen den Leib recke und die Seele träumen lasse, ein blühendes, atmendes, lebendes Sommerland zu Füßen; wenn du an der Kieler Föhrde, am Waldrand von Heikendorf, träumend unter breiten, stillen Buchen gehst und den stillen, steten Lauf einfahrender Kriegsschiffe schaust; wenn ihr in fröhlicher Waldfahrt in jener reizenden Schwabenecke, die wir aus Hauffs „Lichtenstein" kennen, am Uracher Wasserfall lacht und spielt und singt; wenn ihr vom Rigi oder Pilatus hinabjodelt und den wundervollen Vierwaldstätter See in immer neuen Schattierungen bewundert; wenn ihr auf der steinigen Schneekoppe die Hüte im Ostwind festhaltet oder auf den Dünen von Sylt dies gewaltige, unermüdlich heranrollende Meer betrachtet — das sind Farbenblicke und Gemütsverfassungen so bunter Art, daß man sich nur immer aufs neue wundert, daß des neuen Deutschen Reiches Dichter zusammengedrängt in Berlin sitzen und sorgenvoll nur — „Probleme lösen", als wäre dies die ganze Welt.[1])

[1]) Es ist nicht die soziale Frage, das Fühlen mit den Armen und Zurückgebliebenen, an und für sich: es ist die Thatsache, daß sich

Wenn wir Deutschen von heute mit Bewußtsein und ohne Enge Umschau halten im erweiterten Vaterlande, so wird uns freilich Technik und Art der Storm, Mörike, Riehl, Uhland, Geibel — um einige echt deutsche und liebe Poeten von Gemütskraft zu nennen — nicht ohne weiteres Vorbild sein können. Etwas von den inneren Erlebnissen und äußeren Erweiterungen seit 1870 wird man uns auch in Sprache und Ton und Technik wohl anmerken. Wir haben inzwischen die Heimat im engeren, stammestümlichen Sinne anscheinend verloren: haben sie aber nun, nach einigem Besinnen, nach einigem Mithasten im erregten Zeitgeist, um so bewußter und gereifter wieder gefunden. Die Welt steht uns nun erst eigentlich wieder offen, uns Deutschen von heute. Wir können von festem Boden aus wachsen und uns mannhaft bethätigen: und eben um dieses Zieles willen fußen wir weitherzig auf unserer Sonderart. So erst wird ein lebendiges Reich, ein Hin- und Herfluten, ein Austauschen. Und so muß denn auch in unsere neue, nach-

---

der Starke herunterziehen läßt zu Sentimentalität oder Verstimmung, es ist der Mangel an Nervenfrische, Willensruhe und Gemütsüberlegenheit, was uns bei dieser sozialen Klage- und Anklagepoesie so verstimmt. Man vergleiche die Gemütskraft Jean Pauls oder Pestalozzis, die sich wahrlich auch zu den Kleinsten und Ärmsten herabließen, oder die Frische der Volksballade, oder des Bauern Robert Burns „Trotz alledem" mit der vernüchterten, brutalen oder sentimentalischen Art des Naturalismus! Es fehlt überlegene Durchsonnung, es fehlt Seelenreichtum und es fehlen gesunde Nerven. Wenn der alte Karl Frenzel in der „Nationalztg." vom 10. März das „Proletariat von heute" zu Dantes Himmel und Hölle in selbstbewußten Gegensatz bringt („der göttlichen Komödie stellt sich die menschliche entgegen!"), so fehlt hierbei just die Hauptsache: die Seele und die Idee. Wir wollen darum ehrlich sagen: der Seele stellt sich der Magen entgegen und den frischen Sinnen die schlechten Nerven!

siebziger, die herrschende großstädtische Kunst abschüttelnde Heimatkunst ein großer Blick, ein starker Zug, ein weiter Hauch kommen, soll sie als wahrhaft moderne Heimatkunst anregend mit eintreten in den Gang der Zeit!

Wo sind die nationalen Berliner?

Weitere Bundesgenossen im Kampfe gegen die Vorherrschaft Berlins müssen die nationalen und dabei doch künstlerischen Berliner selber sein!

Es gehört bekanntlich zu den Eigentümlichkeiten manches rechtschaffenen Bayern, Schwaben, Elsässers, Hannoveraners oder Schleswig-Holsteiners, — auf „die Preußen" im allgemeinen und auf „die Berliner" insbesondere zu schimpfen.

Der ätzende alte Berliner Volksgeist mit seiner kritisch-satirischen Veranlagung hat ja nun in der That seine zwei Seiten. Und andererseits ist die Vorherrschaft des rührigen, unheimlich rasch in die Breite gewachsenen neuen Berlins offenkundig; es sammeln sich hier, seit Berlin Weltstadt geworden, eine Menge Interessen und eine Menge minderwertigen Menschentums, das im Trüben zu fischen sucht. Aber ist mit dem Losungsruf: „Decentralisation!", d. h. Entberlinerung des Zeitgeistes, der Inhalt unserer Sorgen erschöpft? Können die Stämme des Reiches Berlin jemals überflüssig machen oder auch nur Berlin überflügeln, Berlin aus dem Felde schlagen? — Nein! Es kann sich bei alle dem nicht um Kampf schlechthin handeln: es handelt sich wesentlich um Ergänzung.

Ich habe in der letzten Plauderei kurz angedeutet, welches schließlich die beste Art wäre, Berlin zu bekämpfen: selber schaffen! Und ich möchte mich nun an eine weitere Gruppe deutscher Landsleute wenden, nicht schlechterer Art als die Stämme im Reiche, ebenso berufen wie die Land-

schaften, mitzuarbeiten am Geist der Zeit und an Erneuerung der Volksseele. An die warmherzigen, ungebrochenen Männer und Frauen, die in Berlin selbst ihren Wohnort nahmen oder nehmen mußten.

Der Berliner Beamte, der Offizier, der Kaufmann, der fortwährend von einer Erneuerung deutscher Kunst und Art aus dem Geist der einzelnen Landschaften heraus reden hört, mag mit einigem Unbehagen sich selber hierbei zur Unthätigkeit verdammt sehen. Er sitzt seit Jahrzehnten wohleingebürgert, seinem Berufe treu, in Berlin oder sonst einer größeren Stadt. Wo ist seine Heimat, seine Landschaft? Gewiß hat er und haben die Meisten allerlei Jugenderinnerungen an Licht und Luft eines kleineren Ortes und Gaues; aber das ist ihnen fern geworden. Und andere gar sind als Kinder eines eingewanderten Hannoveraners oder Schlesiers oder Rheinländers bereits in Berlin geboren und groß geworden, sind aber samt ihrem ganzen Hause auch in Berlin treffliche Herzen und frische Köpfe geblieben, gute Deutsche auch im tieferen Sinne des viel mißbrauchten und verflachten Wortes. Sollen sie darum nun zur Unthätigkeit verdammt sein, wenn es sich um Auffrischung des decadenten Litteraturgeistes durch Landluft und Hochlandsgeist handelt, wenn es sich handelt um eine Läuterung der Dichtung im deutschen Volksgeiste?

Im Gegenteil! Auf diese gebildeten und durch manche Erfahrung vor den Gefahren des festsitzenden Heimat-Menschen bewahrten Männer und Frauen allgemein deutscher Art müssen wir ebenso hoffen wie auf das Stammesbewußtsein der Seßhaften. Ich fragte daher in der Überschrift: wo sind in dieser Bewegung eines frischeren Geistes die nationalen Berliner? Und ich fasse stillschweigend die nationalen Großstädter und Städter überhaupt in die folgende Betrachtung mit ein.

Es ist gar kein Zweifel, daß unsere größeren liberalen Blätter Berlins („Berliner Tageblatt", „Börsen-Courier" u. s. w.) für Kunst und Litteratur sehr viel Raum und Interesse haben. Und es ist gar kein Zweifel, daß unser viel genanntes und viel gescholtenes „Börsenviertel" den größten Prozentsatz zu den Erstaufführungen Berliner Theater stellt. Presse, Premièrenpublikum, Theaterdirektoren — sie gehören in ihrer überwiegenden Mehrheit, ja fast ausschließlich denselben Kreisen mit wesentlich denselben Anschauungen an, sowohl in politischer als auch künstlerischer und, wenn man will, „religiöser" Hinsicht. Poesie ist keine Parteisache; aber die Weltanschauung spiegelt sich auch in der Poesie wieder. Es ist ein nervöser Liberalismus, der in unserer heutigen Poesie den Grundton giebt, sogar ein Materialismus. In Berlin zumal herrscht der Liberalismus jeder Art, offen für jede pikante und interessante Neuerung, hier gelassen-naturalistisch, dort liberal-bürgerlich, dort pikant-modern — die gesamten Theater und die Mehrheit der Presse schwimmen in diesem Geist des Fortschritts, der nur vom leblosen Konservatismus der finanziell gleichfalls liberalisierenden Hofbühne unterbrochen wird. Wie Berlin politisch liberal und demokratisch ist, so ist es auch künstlerisch-litterarisch dem Zeitgeist weit geöffnet, das hängt handgreiflich mit einander zusammen; für jeden „Neutöner" ist man hier empfänglich, jede drollige und krankhafte Sonderart notieren Redakteur und Reporter regsam, für jeden närrischen Ismus ist man unparteiischer Kritiker — und nur gegen „intolerante" Charakterköpfe macht man einstimmig Front oder schweigt sie tot. Ein litterarischer, weitdeutscher Bismarck würde vermutlich im partikularistischen Durchschnitts-Berlin nicht mehr Freunde finden als der gehaßte politische Bismarck.

Nun, wie dem auch sei, lassen auch wir diese geistig

wenigstens regsamen Gruppen sich bethätigen und ausleben, wie sie ihre Natur drängt. Eine andere Frage ist aber diese: sind die nationalen, aus dem Reich zusammengeströmten Bestandteile der Berliner Bevölkerung in Presse, Litteratur, Theater genügend vertreten? Besitzen sie zum Beispiel ein Theater, das ihnen etwas zu sagen hat, das ihrem Geiste eine ganz besondere, der deutschen Volksseele — nicht bloß dem Berliner Publikum — entsprechende Kunst bietet? Haben Sie die Organe, Zeitung, Zeitschrift, Vorträge, Einfluß mit einem Wort, den eine jung-moderne und doch weitherzig-deutsche „Heimatkunst“ im Reich und in Berlin beanspruchen kann?

Ich weiß, daß einige vortreffliche Männer und Idealisten älterer Generation kleine Gemeinden um sich sammelten, daß überhaupt über Berlin hin manche stille Insel zu finden ist, die von den Moderichtungen nicht blindlings unterjocht wurde, ohne sich gleichwohl den Anregungen des Tages zu verschließen. Aber diese „Stillen im Lande“, diese älteren Idealisten, sind auf die jüngeren Kämpfer, die in der Front stehen, auf unsere Altersgenossen, ohne Einfluß. Ich meine daher, es muß Belial mit Beelzebub vertrieben, das heißt: der „Feind“ mit seinen eigenen Waffen bekämpft werden. Jüngere deutsche Künstler und Dichter, mit dem ganzen Arsenal moderner Bildung ausgerüstet, müßten den herrschenden Naturalisten oder Lustspiel-Fabrikanten mindestens gleichberechtigt an die Seite treten. Sie müssen verlangen und durchsetzen, daß sie ebenso zu Wort kommen, in Presse und Theater! Und geht das nicht in den jetzt führenden und sich ablehnend verhaltenden Theatern, so wären wohl noch Leute in Berlin zu finden, die den schon vorhandenen und an sich ja berechtigten, weil die Anschauungen bestimmter Gruppen vertretenden Theatern ihr eigenes Theater an die Seite setzten.

Hier erschrickt freilich mancher und wittert Partei-Zersplitterung. Es wird vielleicht an des Wieners Müller-Guttenbrunn „Kaiser-Jubiläums-Theater“ erinnert.[1]) Man sagt, wenn ich recht berichtet bin, diesem Theater antisemitische Neigungen nach, sicherlich mit Übertreibung. Dergleichen Gesichtspunkte und Tendenzen überhaupt müßten natürlich ausgeschieden werden. Aber ist es, davon abgesehen, wirklich so unberechtigt oder so fernliegend, wenn wir für die zahlreichen unparteiischen, allgemein-nationalen Gruppen, etwa so vieler Offiziere oder Beamter, etwa mancher kirchlich-evangelischen Kreise, die z. B. kürzlich für das Gustav-Adolfs-Festspiel so viel Anteilnahme bekundeten, wenn wir für die zahlreichen Familien jener Gebildeten, denen Stil und Spielplan des mit Recht an der Spitze stehenden „Deutschen Theaters“ so wenig genügt wie die nichtigen Neuheiten des „Königlichen Schauspielhauses“ [2]) — oder wenn wir, um noch schärfere Partei-

---

[1]) Ob der achtbare Müller-Guttenbrunn mit seinen anti-ausländischen Grundsätzen stofflicher Art auch den Blick für bedeutend oder unbedeutend, den esprit de discernement (Labruyère), das Unterscheidungsvermögen, verbindet, wage ich nicht zu entscheiden. Man kann gut deutsch — und herzlich unbedeutend oder kleinbürgerlich sein. Auch Iffland war deutsch.

[2]) Am 11. Juni 1898 sprach der deutsche Kaiser Wilhelm II. zu den versammelten Mitgliedern der Königlichen Bühnen zu Berlin ideale Worte: „. . . Das Königliche Theater ist vor allen Dingen berufen, den Idealismus in unserem Volke zu pflegen, an welchem es, Gott sei Dank, noch so reich ist und dessen warme Wellen noch in seinem Herzen reichlich quellen. Ich bitte Sie, daß Sie mir fernerhin beistehen, jeder in seiner Weise und an seiner Stelle, im festen Gottvertrauen dem Geiste des Idealismus zu dienen und den Kampf gegen den Materialismus und das undeutsche Wesen fortzuführen, dem leider schon manche deutsche Bühne verfallen ist.“ — Selten klaffte zwischen idealer Forderung und betrübender Wirklichkeit ein so erschreckender Gegen-

Gruppen zu nennen, für national heißblütigere Männer und Frauen wie für die Leser der nationalen Zeitungen jeder Richtung, selbst für Gruppen wie den Alldeutschen Verband, die nationale Studenten- und Turnerschaft u. s. w., ein nationales Theater und einen strafferen Litteraturgeist verlangen? Man fordert ja so lang schon und so oft schon, von allen Seiten her, deutsche Nationaltheater, statt unserer ziellosen Privat-Theater mit ihren bunten Stilarten und ihrer Jagd nach Kassenstücken, wie wär's, wenn sich zunächst im zusammengedrängten Menschenhaufen Berlin

satz wie in diesem Falle. An dieser Königlichen Bühne, die gewissermaßen vom Kaiser aus zum Volke spricht, haben sich die ausgedientesten Routiniers geradezu eingenistet: L'Arronge, Lubliner, Lindau, Blumenthal, Kadelburg, Schönthan, Faber, Fulda sind Hausdichter der Kaiserlichen Schauspielhäuser zu Berlin geworden. In demselben Jahre 1898 stand als meist aufgeführter Autor obenan Blumenthal mit seinem faden „Auf der Sonnenseite" (42 Abende); sodann L'Arronge mit seiner sentimentalen „Mutter Thiele." Man vergleiche damit die Zahl der klassischen Aufführungen: am meisten aufgeführt wurde „Wilhelm Tell" — nämlich 7 mal! — Hand in Hand damit ging die Anstellung des Grobkomikers Thomas, die vorwiegende Beschäftigung des (vortrefflichen) Humoristen Vollmer, die Vernachlässigung von Talenten wie Matkowski, Pohl, Kraußneck u. s. w., die Durchpeitschung der „Fledermaus" (im Neuen Königlichen Operntheater) durch unzählige Abende: — kurz, es traten in geradezu unvornehmer Weise finanzielle Gesichtspunkte in den Vordergrund. Es konnte den Abonnenten der Königlichen Bühne widerfahren, daß sie auf ihren Abend elfmal die „Sonnenseite" Blumenthals, oder die „Lustspielfirma" der Vorstadtdichter Walther-Stein siebenmal vorgesetzt erhielten (siehe „Kunstwart" Heft 9, 1898, Beilage). Ob den musikalischen Grafen Hochberg als Intendanten oder den liebenswürdig-gewandten Oberregisseur Grube in diesem verwickelten Verwaltungsapparat für solchen Tiefstand die Schuld trifft, soll nicht untersucht werden; man vermutet von der Kassenverwaltung aus Einfluß auf die künstlerische Leitung, die aller Einheitlichkeit und alles Charakters entbehrt, und man spricht von einer „Ära Pierson."

die hier wohnenden nationalen Elemente, ohne politische oder konfessionelle Partei, zu einem vorläufig kleinen Anfang zu sammeln suchten?

Der Geist der vorhandenen Theater genügt nicht dem Begriffe „volksgemäße deutsche Dichtung" oder „edle Kunst". Unbefangene Beobachter können weder Lessingtheater noch Residenz-Theater, weder das zierliche Neue Theater noch Paul Lindaus Berliner Theater und leider auch nicht die hierzu berufene Königliche Bühne, was den Geist des Spielplans betrifft, als ein charaktervoll künstlerisches und doch bedeutsam deutsch-modernes Theater, im Sinne etwa unseres letzten Aufsatzes „Vom Reichtum deutscher Landschaft", gelten lassen. Daß es sich bei unserer Forderung nicht um ein patriotisches Hurra-Theater guter Menschen, aber schlechter Musikanten handeln kann, dürfte auch dem Übelwollenden klar sein. Doch darüber im nächsten Kapitel!

Und diese Gruppe nationaler Berliner aller Richtungen müßte auch in Presse und Zeitschriftwesen Sammelpunkte finden, wozu ja Anfänge allerdings schon vorhanden sind.[1]) Über diesen Punkt zu reden, ist schwieriger. Hier mischt sich leicht Politik ein; und das Einzelgetriebe der Politik geht uns im Reiche der Kunst nichts an; hier handelt es sich um Auffrischung des gesamten Volkes und des gesamten Zeitgeistes mit den edlen Mitteln der Poesie. Und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg. Dabei wäre Aus-

[1]) Ich nenne den verständnisfeinen „Kunstwart" (Avenarius); die politisch und volkswirtschaftlich wie künstlerisch modern-deutsche „Deutsche Zeitschrift" (Wachler); auch der „Türmer" (Grotthuß) will gegenüber der Entartung Gemüt und Geist pflegen; das reichhaltige „Litterarische Echo" (Ettlinger) ist unbefangen; der Herausgeber der „Gesellschaft" (Jacobowski) beweist Verständnis für die notwendige Annäherung von Kunst und Volk. Tageszeitungen und ihre Beilagen zu nennen, ist nicht ratsam; hier spricht immer auch der politische Standpunkt ein wenig mit.

einandersetzung mit allen Erscheinungen des jetzigen künstlerisch-litterarischen Lebens und Benutzung aller modernen Mittel dringend erforderlich. Unsere konservativen Zeitschriften und Zeitungen kranken vielfach an einer gewissen Gemächlichkeit oder gar Rückständigkeit auf diesem Gebiete: sie sind vielfach zu „vornehm", jeden „modernen Unsinn" zu buchen oder auch nur abzuwehren. Besonders dem katholischen Deutschland hat man bekanntlich diesen Vorwurf nicht mit Unrecht machen müssen.[1]) Nicht vornehm danebensitzen, sondern vornehm mitarbeiten, so schwer es oft sein mag, das wäre die rechte Ergänzung zum jetzigen Zeitgeist!

Auch haben wir da mit einem ganz besonderen Hemmnis zu rechnen. In nationalen Kreisen ist zumeist der Sinn für eine schneidige Politik so stark entwickelt, daß die ruhigere und reife Seelenverfassung für Kunst und Poesie gern als eine Rückständigkeit aus der Zeit des verträumten, des unpolitischen, des lyrischen und musikalischen Deutschlands empfunden und belächelt, ja — wie Beispiele beweisen — öffentlich bekämpft wird. Das halte ich für einen verhängnisvollen Temperamentsfehler! Man sollte eins thun und das andere nicht lassen. Der Sinn für große Politik thut uns Deutschen gewiß not: aber ein gesunder Sinn für eine starke und charaktervolle Haltung Deutschlands schließt einen gesunden Sinn für starke und innige, für erhabene und milde Poesie eines vollen Mannes und Sängers

[1]) Vgl. Veremundus (Karl Muth), „Steht die katholische Belletristik auf der Höhe der Zeit?" Mainz, Kösser. Und „Die litterarischen Aufgaben der deutschen Katholiken." Von Karl Muth (Veremundus). Ebendort. — Möchten sich doch die reichen Gemütskräfte des katholischen Deutschlands immer unbefangener von den Nachwirkungen des Kulturkampfes und vom Partei-Partikularismus zu lösen trachten! Vgl. auch Ernst Gystrow, „Der Katholizismus und die moderne Dichtung". Minden i. W., J. C. C. Bruns Verlag.

wahrlich nicht aus, das beweist ein Blick auf die Blütezeiten aller Litteraturen, von Perikles bis zu den Hohenstaufen, Philipp II., Ludwig XIV. oder Elisabeth von England! So wenig wir mit unserer Betonung des Stammesbewußtseins den vorbismarckischen Partikularismus wieder aufpäppeln wollen, so wenig soll das „gemütliche" Kleinstädtertum von anno dazumal als „echt deutsche" Poesie, als „echt deutsches" Gemüt den Neu-Deutschen von 1900 aufs neue brühwarm ans Herz gelegt werden. Wir wollen wachsen in jeder Beziehung, in politischem und künstlerischem Verständnis! Ja, wir wollen auch wachsen in unserem religiösen und in unserem philosophischen Weltblick: und es ist ebenso verkehrt, wenn ein politisch allzu sehr voreingenommener Kopf nun entscheiden wollte, „die" Philosophie oder „die" Religion seien überwunden, weil „wir" eben „politische Aufgaben" hätten. Sind wir so schwächlich, daß wir nicht in beiden, in allem wachsen können? Für die kernigen Buren und den Ausbau einer freilich notwendigen Flotte haben nationale Berliner ein löbliches Stück Herzenswärme, Schneidigkeit und Geld übrig: die Sorge aber um Dichtung und Theater, in denen sie ihre Frauen und Kinder Anregungen oder Schädigungen für Herz und Phantasie holen lassen — sie selber gehen lieber nach anderen Erholungsstätten — überlassen sie gedankenlos jedem beliebigen Privatmann. Und so kommt es, daß sich unsere frischeren und edleren deutschen Eigenschaften und unsere deutschen Stammesarten in unserem Schrifttum und zumal in unseren Theatern so gut wie gar nicht widerspiegeln, während flache oder unreinliche Zeitideen und französisch-naturalistischer Kunstverstand das Feld beherrschen. Es steht euch in dieser Beziehung nicht gut an, gegen Berlin und dessen Liberalismus oder Demokratie zu kämpfen oder zu schelten: ihr solltet euch an der Rührigkeit der liberalen und demokratischen

Presse und ihres entsprechenden Publikums in Kunst-Sachen ein Beispiel nehmen!

* * *

Über den Rationalismus im Berliner Geist, über slavische Rassenmischung, über Einflüsse des Berliner Judentums, über die Wirkungen des Café-Litteratentums auf unsere Dichtung, über preußische Bureaukratie u. dgl. ist schon manch scharfes Wort gefallen. Auf diese ganze Seite der Frage will ich in meinen knappen Anregungen gar nicht eingehen. Das wird leicht unfruchtbare Theorie; thut nur weh und fördert nicht. Was wir als Freunde eines neuen Lebens und eines starken Menschentums auch in Kunst und Litteratur fordern wollen und hoffen müssen, ist dies: Thatkraft der nationalen Berliner und Thatkraft der Stämme des Reiches!

Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus.

Ein nationaler und doch moderner, weitblickender, unabhängiger Dichter hat heut einen schweren Stand. Der Begriff „nationale Kultur", wie ihn Nietzsche und Wagner verfochten haben, gleichviel wie ihre Anschauungen im einzelnen waren, ist im Deutschland von 1900 in Schule, Erziehung, Litteratur und Politik noch so unfertig, daß ein gehörig Stück Vorarbeit nötig sein wird, ehe ein unabhängig-nationaler Dichter für die Gesamtheit aufblühen kann, ohne Partei und Partikularismus, alle erhebend und erbauend. Wagner hat das für die Musik nach einer Seite hin gelöst. Und es ist Zeit, daß wir feststellen, was wir auch in der Litteratur unter „national" verstanden haben möchten. Wir verstehen darunter solche Kunst und Dichtung, die bei allem scharf persönlichen Künstlertum doch dem

Geist unseres Volkstums entspricht und dem Herzens-Verständnis der gebildeten Gesamtheit nicht entrückt ist.

Unter den ersten litterarischen Umstürzlern des jüngsten Deutschlands, vor etwa fünfzehn Jahren (1885), war dieser weite Begriff von national und dazu einige Begeisterungskraft noch in gewissem Maße vorhanden, besonders bei dem damaligen Bleibtreu. Bleibtreu versuchte das historische Drama, das der frische und ehrliche Wildenbruch zu eng und einseitig jambisierte, auf breitere Grundlagen zu stellen. Aber schon damals spukte, neben dem „Gegensatz der Nationalitäten", den der belesene und vieldenkende Temperamentsmensch Bleibtreu als Stoff empfahl, die soziale Frage. Es war die Zeit der Bismarckschen Erlasse, der Stöckerschen Bewegung, der wachsenden Sozialdemokratie. Und als der ganz mit sozialen Problemen durchtränkte Zola nebst dem ebenso den Gesellschaftssorgen der Gegenwart anheimgegebenen Ibsen, diese nachdenksamen Künstler des Auslandes, ihre Wirkung antraten, waren Bleibtreus Anregungen wie weggeblasen: mit Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" zog in einem gewissenhaften Künstler und Beobachter der Naturalismus siegreich in Berlin ein. Von jetzt ab war in unserem Schrifttum das Historische wie ausgelöscht. Die Naturalisten nnd Symbolisten, die Hauptmann und Halbe, die Schnitzler und Hofmannsthal, die Dehmel, Bierbaum, Hartleben — sie haben alle nicht einen Schatten von historischem Interesse. Jede Linie und jeder Farbenfleck, jedes Problemchen der unmittelbaren Gegenwart, jede psychologische und psychiatrische Wunderlichkeit fesselt sie mehr als Volksgeist und Volksart, Landschaft, Gebräuche, Sitten, Vergangenheit ihres Volkes. Und so haben sie prächtig Zeit, ihre Kunstformen sorgsam und interessant auszuschnitzeln: diese Litteratur, die dem Willen gar nichts

mehr zu sagen hat, ist so recht ein Raritätenkabinett. Und je weniger Anforderungen an Idealismus und Willenstrotz gestellt werden, je mehr „das Interessante“ der süß-müden Stimmung, des Wortes und des psychologischen Problems schlackenfrei dasteht, um so mehr „echte Kunst“ oder auch „reine Kunst“, oder auch „absolute Kunst“ steckt in dem „feinen und sympathischen Kunstwerk“. Und ist wirklich ein Interesse für einen Teil des Volkes dabei vorhanden, so ist es Anteilnahme am vierten Stand, mit dessen müder und verdrossener Sorgenstimmung auch sie erfüllt sind.

Wir sind, mit einem Wort, nicht nur „sentimentalisch“: wir sind sentimental, weichlich, verkünstelt geworden, mitunter bis zum Läppischen![1]) Jede volle Poesie einer Blüte-

[1]) Man könnte zwar herausspüren, daß ich in diesen Betrachtungen zu sehr einer Volksdichtung gegenüber der Gedanken- und Kunstpoesie das Wort rede; und man könnte fragen, ob denn etwa zwischen einem Schiller-Shelley-Milton („sentimentalisch“) und einem Goethe-Burns-Shakespeare („naiv“) ein Vergleich angebracht sei. Ich antworte: ja wohl, sofern sie eben alle echte Dichter und volle Menschen sind. Bei Richard Dehmel aber (um einen Typus zu nennen) spüre ich für mein Teil Entartung, besonders erotischer Art. Die Weltanschauung dieser degenerierten Lyriker formuliert Tolstoj in seinem ehrlichen Ernst, wenn er von der entarteten Moslawa in seiner „Auferstehung“ (Fontanesche Ausgabe, S. 244) spricht: „Ihre Weltanschauung bestand darin, daß das Haupt-Heil aller Männer, aller ohne Ausnahme, der Alten und Jungen, der Gymnasiasten und Generäle, der Gebildeten und der Ungebildeten: im Geschlechtsverkehr mit anziehenden Frauen bestehe; und daß daher alle Männer, obgleich sie sich anstellen, als wären sie mit anderen Dingen beschäftigt, im Grunde nur dies allein begehren.“ — Wenn Adolf Bartels („Heimat,“ Heft 1, und in seiner „Litteraturgeschichte“) und Fritz Mauthner („Berl. Tagebl.,“ 22. Febr.) andeuten, der Weg zu frischerer Dichtung gehe „durch die Niederungen des pedantischen Naturalismus hindurch, nicht an ihnen vorbei, nach dem heimatlichen Hochland der Poesie“ (Mauthner), so will ich, ohne diesen etwaigen Weg in Abrede zu stellen, immerhin eine

zeit ist **Überschuß an Lebenskraft**: hier jedoch haben wir eine blasse, zierliche, künstelnde Gruppe von Decadenten, die samt und sonders durch **Unterkraft** gekennzeichnet sind; die mit der Stimmung von Rekonvaleszenten ihre entsprechenden Stoffe zart anfassen und mit hohlen Wangen bis zum Krankhaften ins Kleine und Kleinste hinein ausarbeiten. So hat Hauptmann mit unheimlicher Eindringlichkeit seine „Weber" geschaut und, nach des wuchtigeren Zola Vorgang (Germinal), ein Zeitbuch dieses letzten deutschen Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts geschaffen, falls man — wie man wohl darf — die soziale Frage als das Kennzeichnende des letzten Viertels hinstellt.

Immerhin darf man gerecht sein und unbefangen anerkennen: ja, diese Partikularisten (auch in der Malerei) haben in der That **einer** und zwar einer vorherrschenden Zeitrichtung ein Weilchen Ausdruck gegeben. Und mit Schelten an und für sich ist auch hier nichts gethan; es handelt sich auch hier nunmehr um das Heranholen neuer Kräfte, neuer Stoffe, neuen Geistes. Und auch in technischer Beziehung darf man unbefangen anerkennen: diese Berliner, Wiener und Münchener Litteraten haben rein künstlerisch viel (allerdings zu viel) studiert, gedacht, geprobt bis zur Narrheit. Sie haben, das ist ihr Verdienst, das Epigonentum der bequemen Nachahmer unseres Klassizismus gründlich gebrochen und der Form sehr viel Aufmerksamkeit zugewendet,

---

Gegenfrage in Erwägung geben: Gingen Dichter wie Chatterton, Ossian-Macpherson, Burns durch die Boileau-Pope-Poesie hindurch? Ging das Volkslied des späteren Mittelalters durch die Meistersinger hindurch? Ging Herder durch Gottsched, ging Bürger durch den Dichter der Messiade hindurch? (Vgl. hierzu auch den höchst unzulänglichen Aufsatz des nervösen Naturalisten Johannes Schlaf „Deutsche Individualität" im Kunstwart, 2. Februarheft, wo Dehmel und — Przybszewski (!) als Vertreter „modernsten Deutschtums" empfohlen werden!)

so daß ihre Arbeit nicht umsonst ist, wenn wir auch ihren Geist auf sich beruhen lassen und wenn wir auch zu weit andren Tönen im einzelnen werden greifen müssen. Denn im Drama großen Stils z. B. versagt Hauptmanns Umständlichkeit ganz und gar; und so drollig-zierlich die wienerischen Feinschmecker in der Lyrik sind — ich weiß nicht, ob von diesem überkünstlichen Subjektivismus eine Brücke zu einer Dichtung für die gesamte Nation führen kann. Und das ist immer der Schwerpunkt: ihr seid volksfern — Volk im Sinne der Gesamtheit (natio, populus) verstanden, nicht im Sinne des vierten Standes (plebs), auch nicht des überfeinerten, genießenden Litteratentums und Kapitalismus, und erst recht natürlich nicht jenes flachen Publikums, das den Blumenthal und Kadelburg oder der „Zaza" Geschmack abgewinnt.

Wo sitzt denn nun aber das Volk? Nun, in den Sezessionistenbühnen und dramatischen Gesellschaften gewiß nicht; das Volk sitzt überhaupt nicht hier oder dort. Ein Stück Volk steckt in uns allen; es kommt nur darauf an, daß wir der Frische, Natürlichkeit, ehrlichen Ursprünglichkeit des Empfindens, Sagens und Gestaltens nach so viel fachmännischen Einzelstudien wieder Raum gewähren. Kennzeichnend war mir kürzlich die Äußerung eines philosophischen Freundes, der vom Gustav Adolf-Festspiel kommend die Äußerung fallen ließ: „Man fühlt ordentlich sein protestantisches Bewußtsein bei dieser ja an und für sich sehr dilettantischen Vorstellung wieder aufgerüttelt und erfrischt": — aus dem warmherzig-nationalen und philosophisch-aristokratischen Sondermenschen war in diesem Falle ein Stück Volk geworden. So sprachen die griechischen Tragiker zu einem einzigen Volke; so sprachen Lope (etwa im „Kolumbus", auch in den Autos, und mittelbar und unausgesprochen überhaupt immer), Calderon und Shakespeare zu ihrem Volke, so sang Homer und so sang

der Dichter der Nibelungen. Sind sie deshalb um ein Atom kleiner, als unsere närrischen Subjektivisten, aus deren Kostümkunst und „interessanten“ (das heutige Schlagwort!) Problemen der Hochmut des verrannten Spezialisten und Partikularisten aus allen Fugen knistert? Oder sind andererseits nur die armen Leute Volk?

Und so kommt unser Gedankengang naturgemäß zu jenen Dichtern, die man gemeiniglich „national“ zu nennen pflegt und die uns doch — beinahe ein Hindernis zu wahrhaft nationaler Kunst sind! Ich meine — neben dem Klub der Harmlosen L'Arronge, Lubliner, Lindau, Faber, Fulda, Kadelburg, Blumenthal — ich meine neben diesen sieben Hofdichtern der Ära Pierson die Partikularisten Wildenbruch und Lauff, und was sich sonst in der Richtung nur-patriotischen Dramas bethätigt. Wir wollen auch hier wieder unbefangen über der Sache stehen. Unser Kaiser hat das Recht, sich in dieser Weise zu erbauen. Nur verallgemeinere man das nicht! Thatsächlich ist aber jetzt ein Zwiespalt festzustellen. Der Kaiser hat in der Zeit, als der Sozialismus auch in der Litteratur durchdrang und in Otto Brahms Theater einzog, seine Loge im „Deutschen Theater“ gekündigt. Er hat ferner, als die Kommission des Schillerpreises den Dichter des „Hannele“ mit Wildenbruch zugleich zu krönen empfahl, den Doppelpreis an Wildenbruch allein verliehen. Er hat schließlich den Epigonen und Patrioten Lauff zum Hofpoeten berufen; das einst angenommene und aufgeführte „Hannele“ mußte rasch wieder vom Spielplan verschwinden und — kurz, man kann diese Handlungen des Vertreters der Nation beinahe sinnbildlich deuten. Dieses Nationale und Patriotische hat sich vom Sozialen und überhaupt der gesamten Linken samt deren künstlerischen Stoffen und künstlerischer Technik schroff getrennt und — verharrt nun im Epigonentum.

Thatsächlich ist die Berliner Litteratur zerspalten in die zwei Lager Wildenbruch und Hauptmann. Nicht als ob sich um Wildenbruch, besonders in den letzten kargen Jahren, eine Bewegung gruppieren könnte: aber er ist es, wie gesagt, der allein mit äußerem Erfolg das Mannhafte und das Nationale vertreten hat, während der ihn überflügelnde Hauptmann das Weiche und das Soziale vertritt; und national und sozial sind ja in den Tagen der Sozialdemokratie u. s. w. bekanntlich Gegensätze. Er ist der Dichter der frischeren Elemente, Hauptmann der gebrochenen; er ist künstlerisch um des Schwunges willen oberflächlich, dieser sorgsam und fein; er liebt laute Worte, Hauptmann leise; er liebt Soldaten und Vergangenheit, Hauptmann Menschen der Gegenwart; er liebt Typen, Hauptmann das sichtbar Charakteristische.

Und beide sind einseitig, beide durch keine bedeutende Weltanschauung beschwert, auch wenn man die weichere und verzweigtere Kunst Hauptmanns dem geraderen und einfacheren Jambenschwung Wildenbruchs weitaus überlegen erachtet, wobei freilich zu betonen ist, daß auch Hauptmann seiner Methode nach aus zweiter Hand ist: im Vergleich zu Zola, Ibsen und Maeterlinck. Beide sind einseitig. Und wir unabhängigen, modernen und doch am Geist unseres Volkstums erzogenen Dichter stehen mitten inne zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus, zwischen Naturalismus und Nationalismus.

Das ist die große Schwierigkeit, die sich einer Verwendung der nationalen und lebensvollen Elemente Berlins und des Reiches entgegengestellt: man wird von der anderen Seite in die „Linie Wildenbruch" blindlings eingereiht, es werden sich Gegensätze verschärfen und den Dichter zu Einseitigkeit reizen.

Daher habe ich im vorigen Aufsatz von vornherein vor

Parteibildung gewarnt. Bis jetzt herrscht Hauptmanns interessanter Naturalismus und mit ihm das betreffende Publikum, das wohl in Berlin überhaupt das überwiegende bleiben wird, obwohl der Berliner im allgemeinen — unbefangener ist, als sein Ruf zu gewährleisten scheint. Es muß aber, durch Mitarbeit noch eines anderen Geistes, der moderner ist mit seinen Horizonten von Luft und Licht: es muß eine Vereinigung von Hauptmann und Wildenbruch erreicht werden.

Können diese beiden Partikularisten, können matte, aber kunstreiche Demokratie und können schwunghafter, aber Schiller nachahmender Hurrapatriotismus Frieden schließen? Ja gewiß: nur, wenn sie Frieden geschlossen haben, ist ihre Natur und ihr Name verändert: aus der Demokratie ist unabhängiger und buntfarbiger Volksgeist geworden, der alle vier Stände umfaßt, und aus dem Hurrapatriotismus ist deutscher Geist weitschauender Art geworden; und beides zusammen giebt einen künstlerich reichen **deutschen Volksgeist.**

In dieser Richtung denk' ich mir eine Versöhnung zwischen Stadt und Land, zwischen Zeitgeist und historischem Geist. Nicht durch Angriff auf Berlin, sondern durch Benutzung Berlins und des Zeitgeistes müssen für das Gewebe einer einigen deutschen Kultur Fäden gefunden werden. Ist Versöhnung nicht möglich, so müssen eben künstlerische und frische Geister Berlins und nationale Kunstfreunde des Reiches sich zusammenfinden unter Führern, die uns bei dem starken nationalen Hauch der Gegenwart so gut kommen werden, wie sie der Decadence gekommen sind. Aber soll eine noch unflügge und zersplitterte Bewegung wie etwa die „Heimatkunst" Anlaß zu neuer Parteibildung werden? Nein, davon, offen gestanden, haben wir genug erlebt: laßt uns anregen, fördern, erfrischen, Thüren aufthun und Kraft und Sonne hereinlassen!

Sehen Sie, meine Herren von der Decadence, Sie sind ja doch unselbständige Talente, die uns nichts Charakteristisch-Deutsches zu sagen haben, die vielmehr von den Brosamen wirklich bedeutender und selbständiger Geister des Auslandes leben. In diesen Talenten eigenen Ranges, wie Tolstoj, Zola und Ibsen, hat sich das Jahrhundert-Ende gekennzeichnet: sollte nun, nach 1900, nicht Deutschland in der Nicht-Decadence vorangehen? Solches Vorangehen in die Höhe wäre charakteristisch-deutsch, darin werden wir neu sein in ganz Europa. Also auf, deutscher Idealismus!

Neuer Geist.

Ich bekenne offen, daß ich, obwohl „geborener Franzose“, die Einwirkungen französischer Litteratur auf deutsches Dichten und Schaffen grundsätzlich für ungünstig halte. Die Vorzüge der französischen Poesie sind formalistischer und geselliger Natur, der Wesensart der französischen Nation und des gallischen Esprit entsprechend; sie ist entweder rhetorisch oder geistreich; das „Interessante“, sei es in Sprache, sei es in Dialog, sei es in Stoff und gewandter Behandlung der Fabel, ist immer Gesichtspunkt. Ich halte überhaupt vom Wert des Franzosentums für unser tieferes Seelenleben nicht viel. Was hat diese Verstandes- und Formen-Nation der Menschheitsseele Tiefes und Großes gesagt auf unserem Wege durchs Weltall?

Es muß behauptet werden, daß die jetzige deutsche Litteratur der Jungen, die Berliner Litteratur, fast ausschließlich den Einflüssen Frankreichs (Paris) unterliegt, oder daß wenigstens der Zeitgeist von dort aus beeinflußt wird. Die Lyrik Verlaines z. B. spiegelt sich getreu in unseren Dehmel und Genossen wider; die Technik Ibsens,

diese raffinierte Entwickelung durch Dialog gegenüber buntem und lebendigem Bilden und Gestalten, ist durchaus französisch; das Formalistentum der Jung-Wiener ist französisch; die Methode des Naturalismus (Milieutheorie, Analyse, Nüchternheitston) ist französisch: Zolas „Roman experimental“ ist ein ästhetischer Ausfluß jener materialistischen Weltanschauung, die, seit Lamettrie (L'homme machine) bis Littré, Comte und Taine, im nüchternen Frankreich Jünger hat und immer haben wird; der Einfluß der französischen Nervendramatiker (Maeterlinck) auf unsere Symbolisten und der Einfluß der Boulevarddramatiker auf Sudermanns Technik und unser Salondrama überhaupt ist offenkundig; unser geistreichelnder und inhaltloser, aber kritisierender und skeptizierender Berliner Essay (Harden, früher Lindau u. s. w.) ist französischen Ursprungs, vielfach via Heine importiert, der in Deutschland dieser unfruchtbaren Plauderer Stammvater ist. Kurz gesagt: wenn man von der Pariser Litteratur der letzten Jahrzehnte, den Zola, Daudet, Bourget, Maupassant, Verlaine, Dumas, Sardou, Maeterlinck u. s. w., sagen kann, sie sei eine interessante Prosa-Blüteperiode, so mag man ruhig hinzusetzen: sie und ihr Wesen beherrschten im letzten Viertel unseres 19. Jahrhunderts die Berliner Litteraten-Dichtung ebenso, wie einst die rhetorische Vers-Blüteperiode der Corneille, Racine, Boileau das Gottschedische Deutschland vor 150 Jahren beherrscht hat!

Ich bin zwar kein Wagnerianer; in Wagners musiküberschätzenden Ansprüchen [1]) ist viel Absolutismus, den ich bei Beethoven oder gar Goethe nicht spüre, geschweige denn in der unbefangenen Gesundheit eines Bach oder Loewe. Aber ist es für die soeben behauptete Vorherr-

---

[1]) Wagners Gesamt-Bedeutung bleibt natürlich unbestritten.

schaft französischer Einflüsse nicht bezeichnend, daß Richard Wagners reiches Stimmungsdrama und Wagners neue und volkswüchsige Stoffwelt am Berliner Spezialistentum der Litteratur spurlos vorübergegangen sind? Dafür hat das enge bürgerliche Drama, dessen Vater der Encyklopädist Diderot ist, und dafür hat die Verstandes-Methode Zolas und Ibsens unserer unselbständigen und unfrohen Litteratur das Gepräge gegeben. Wagner hat etwas Ossianisches: es war aber diesmal kein Herder da, diese Anregungen siegreich in die Litteratur einzuführen. Wie einst Boileau, so herrscht heute Diderot.

Und hier ist nun die Schwierigkeit für solche, die zu vermitteln suchen. Ich fürchte: zwischen herzenslebendigem, sommerlichem Leben und der Wintererstarrung der Formalisten und Gehirnmenschen (die übrigens ganz gut dabei sentimental und nervenfein sein können) giebt es keine Versöhnung. Die zwei Namen Herder und Gottsched haben je und je in der Litteratur zwei grundverschiedene Welten bedeutet; und ebensowenig ist zwischen Wagner und Ibsen (Phantasiemenschen und Moralisten) zu vermitteln. Und es wäre zu überlegen, ob Herders bekannte Entfremdung von Goethe und Schiller („Iduna") nicht für uns selber, für uns im neuen Deutschen Reiche, eine Entfremdung vom französisch-italischen Formentum und Klassizismus jenes großen dichterischen Menschenpaares anregen müßte.[1]) Herder ist dem Norden und ist Deutschland in seinen reichen ästhetischen Anschauungen treu geblieben; die Thore waren

[1]) „Herder verharrte — und war dabei nicht einseitig im Unrecht — bei seinem alten Grundsatz, daß die echte Poesie ihre Wurzeln in der vaterländisch-volkstümlichen Kultur habe und national bedingt sei" (Goedeke, Grundriß zur Gesch. d. deutsch. Litt., 2. Aufl., Bd. IV). Die Bedeutung der herrlichen Griechen an sich ficht das nicht an.

weit bei Herder wie später bei dem formlosen Phantasiemenschen Jean Paul; und Goethes „Faust" beweist, daß sich auf solche Ästhetik nationale und große Kunstwerke ersten Ranges aufbauen lassen. Herders Anregungen gingen von England aus; Schillers und Goethes Jamben sind, fürcht' ich, die wieder erstandenen Alexandriner Corneilles. Zwischen dem Jambus Shakespeares, Kleists und Hebbels einerseits und dem Jambus Schillers, auch Goethes, ist ein grundsätzlicher Unterschied: dieser Vers, der auf Pope und Boileau zurückführt, deklamiert, jener charakterisiert. Und muß denn überhaupt, nach so viel Formalismus, der Jambus schlechthin für das höhere Drama empfohlen werden, wie einst in den jugendfrischen Tagen Marlowes? Wollen wir uns darauf festlegen, daß er allein „dem deutschen Wesen" immer und immer am meisten „entspricht"? Entsprechen z. B. Goethes reiche Versmaße im „Faust" dem deutschen Wesen nicht? Sollten wir nicht auch hier nach neuen Wirkungen suchen oder doch so lange wenigstens zu einer selbständigen Prosa greifen, ohne freilich die Gassensprache [1] abzuschreiben?

---

[1]) „Es gehört mit zu den Illusionsmitteln der Kunst, das Gebilde der schöpferischen Phantasie in einen gewissen Einklang mit der Wirklichkeit zu setzen. Immer aber bleibt es Mittel, wird nie Zweck, außer auf der allerunterſten Stufe, wo z. B. Ifflandsche Schauspiele und Photographieen entstehen" . . . (Hebbel, Tagebuch, 1862.) Man vergleiche dazu auch Emersons tiefe Worte von der Unnahbarkeit der Natur, in seinem Essay „Natur," die geradezu wider das plumpe Zugreifen des Zolaismus und Rationalismus gerichtet scheinen: „. . . Welch' köstliche Ferne, welche Geheimnisse von unsagbarer Pracht und Lieblichkeit bietet der Sonnenuntergang! Aber wer kommt ihm nahe, wer kann ihn mit Händen greifen oder den Fuß darauf setzen? Immer wieder und wieder gleitet er von der runden Welt hinab. So ist es auch zwischen Mann und Weib, wie zwischen den stillen Bäumen; stets ein Hinwarten, eine Abwesenheit, niemals Gegenwart und Befriedigung.

Ich will damit nur das sagen: das rhetorische Epigonentum ebenso wie das Epigonentum der Pariser Nachblüte — Wildenbruch und Hauptmann, um auf zwei charakteristische Erscheinungen wieder hinzuweisen — ist gleicherweise Partikularismus. Nicht die jetzt so stillen und einflußlosen Landschaften sind Partikularisten: nein, der schlimmste Partikularismus ist die Berliner Litteratur, sie bedeutet eine anmaßende Verengung und Versklavung deutschen Lebens. Welt und Leben sind breiter und reicher als diese Litteratur der Formen, Linien, Farben und Methoden, die zuviel von Gehirn- und Nerven-Litteraten verfertigt werden, während die Poesie immer und immer Leidenschaft und Erlebnis war. Wohl zucken schon Lichter überall durch, wir hören wohl hohe Glocken auf fernen Hügeln der Freude klingen und sehnen uns nach ihren Bergen: aber das volle blühende Leben liegt noch nicht auf den Schalen, die diese feinen Techniker und Tüftler dem — Publikum bieten, nicht dem Gesamtvolke. Wagner ist in seiner Art der einzige, der verstanden und empfunden hat, was es heißt, aus dem Gesamtvolke zu dem Gesamtvolke als Mensch, Dichter und Deutscher bedeutend zu sprechen.

Ob vielleicht die Schönheit nie erfaßt werden kann? Ob sie im Menschen und im Landschaftsbilde gleich unzugänglich ist? Dem Liebenden, der das ersehnte Jawort errungen hat, ist der berückendste Reiz des Mädchens schon geschwunden. Als er ihr wie einem Stern folgte, war sie sein Himmel: doch da sie sich ihm, dem Unwürdigen, neigte, stieg sie herab . . . Dem Klugen wandelt sich Natur in ein großes Versprechen, das langsam gelöst sein will. Ihr Geheimnis bleibt unenträtselt" . . . (Essays III, S. 95, Halle a. S., Otto Hendel). Das ist freilich die Sehweise eines absoluten Idealisten; es kann übrigens auch nach dem „Jawort" jener künstlerische Abstand zwischen Mensch und Menschin gewahrt bleiben, der eine Vorbedingung zu vornehmem und wahrem Glück ist. „L'observation et l'analyse," die Beobachtung und Analyse (Zola, Roman expérimental, S. 43), ist Begehren, Zugreifen und Besitzen — einer Hülle, nicht der Sache.

England und Amerika, unsere Stammverwandten, sind heute litterarisch arm; aus dem Lande der achtenswerten Ruskin, Emerson und Carlyle kommen uns keine unmittelbaren Anregungen; der feine Tennyson war nicht heißblütig und willensstark genug, hat auch zu viel vom beschaulichen Eklektiker in seiner Poesie; Rudyard Kipling scheint nur eine Erweiterung des Stoffgebietes zu bedeuten. Dürfen wir uns am Ende selber helfen? Sollten aus dem neuen Deutschland selber die lebensvollen Burns und Shakespeare aufblühen? . . .

*   *
*

Man hat, um auf einige Einzelpunkte einzugehen, bezüglich des Dramas die Frage aufgeworfen, ob unsere französische Akt-Komposition, die den Schwerpunkt auf die kluge Entwickelung durch das Gespräch legt (worin Ibsen einen Gipfelpunkt bedeutet), ob unser enger Theater-Guckkasten, der geradezu zur Verlegung der Handlung in die Stube zwingt, ob die einstweilige Unmöglichkeit zu flottem, buntem, phantasievollem Scenenwechsel — nicht etwas Undeutsches sei, einem Volke, das Wald und Natur liebt, nicht entsprechend. Ich habe schon vor Jahren diesen Standpunkt vertreten. Und es ließen sich da vielleicht neue Anregungen geben, wenn wir unterscheiden wollten zwischen Wintertheatern und Sommerspielen. Wir müßten dabei 1. die Wintertheater dem Baue nach (Drehbühne oder Versenkungsbühne, Bayreuther Halbkreis der Sitzplätze) behaglicher und zu raschen Verwandlungen fähig machen, derart etwa, daß eine Scene aufgebaut wird, während die andere spielt, wonach dann durch Mechanismus die fertige Scene in Sekunden hinübergedreht wird, samt den bereits darauf befindlichen Darstellern. Wir müßten 2. Sommerfestspiele einrichten in geeigneten Landschafts-

Mittelpunkten, etwa an Sonntagen im Freien, anknüpfend an Sage und Geschichte, künstlerisch das Festspiel ausbauend mit Chören und eigenartigen Rhythmen melodramatischer Art — wer weiß, was hier ein berufenes Talent schaffen könnte? Ob freilich Dilettanten allein solche Aufführungen bewerkstelligen könnten und dürften, wie man das bis jetzt zu thun pflegte, bezweifle ich bei besserem Ausbau solcher Stücke; für Herrigs und Henzens schwache Technik und schwache poetische Kraft reichten Dilettanten aus. Haben die Städter ihre geselligen Winter, zu denen auch das Theater gehört — warum sollen die Landschaften nicht ihre natürlichen Reichtümer künstlerisch ausbeuten: die Natur? So würden sich Winterlitteratur und Sommerdichtung prächtig über das Reich hin ergänzen; dort würde das psychologische und das Stuben-Drama weiter nicht gestört, hier blühte das Bilder-, Handlungs-, Gestaltungsdrama eines neuen Al Fresco-Stils.

Ich bin der Ansicht, daß auch die unwürdige Jagd nach Kassenstücken, wie sie unsere Wintertheater entstellt, nicht so fortbestehen darf: der Staat oder die Stadt können nicht auf die Dauer dieses wichtige pädagogische und volkserzieherische Mittel aus der Hand geben oder dem Spekulantentum ausliefern. Wir sind doch wahrlich nicht mehr in den Tagen der Neubnerin! Längst gehen Vorschläge dahin, zunächst die Stadtverwaltungen möchten die Pflege ihrer Theater amtlich übernehmen und genau so ernst behandeln, wie sie Universität oder Kunstakademie zu behandeln pflegen: als einen unlöslichen und wichtigen Teil des nationalen Kultur- und Geisteslebens. Später käme dann eine Unterstellung unter das Kultusministerium in Erwägung.[1]

[1]) Vergl. u. a. Richard Wagners Eingabe an die sächsische Kammer (1849) in seinen „Gesammelten Schriften," (II, S. 234 ff.)!

Damit wäre auch der Vorherrschaft des Berliner Premièrentums und Agenten-Unwesens ein Ende gemacht. Der Direktor wird nicht mehr bloß Routinier und Pächter sein, sondern gewichtiger Beamter mit einer Kommission und Dramaturgen; er wird nicht mehr aus Sorge um die Kasse nach den Stücken ausschauen, die in Berlin die Kassen füllen, gleichviel, was ihr Wert sei. Künstlerische und erzieherische Gesichtspunkte müssen allein maßgebend sein, wenn auch Schäden nach wie vor genug bleiben würden: auch der Bureaukratismus hat selbstverständlich seine Schattenseiten. Aber das Ventil von Theatervereinen und freien Bühnen könnte man ja nach wie vor offen lassen, so daß litterarische Versuche und Sekten aller Art weiter nicht behindert wären.

Endlich wird Kritik und Presse, je weiter sich der allgemeine nationale Kulturgedanke entwickelt, ganz von selbst in den einzelnen Landschafts-Mittelpunkten wachsen und die Forderung unabhängigen Geisteslebens und eines selbständigen deutschen Stils bewußt vertreten, damit eine bunte, reich gegliederte Kultur gleichmäßig aufblühe. Ich bin nicht bange, daß im Deutschland der vielen Sondernaturen und trotzigen Stämme, im Deutschland, das lange nicht durch Geselligkeit und Esprit so bestimmt wird wie die beweglichen Gallier, ich bin nicht bange, daß in dieser bunten Fülle von Sonderarten und Landschaften Berlin jemals die Rolle spielen wird wie das ältere Paris in Frankreich.[1]) Das rasch aufgeschossene Berlin ist weltstädtisch ein rühriger Emporkömmling und hat etliche Jahrzehntelang in der That den „Zug vom Lande" auf sich gelenkt; das ist begreiflich. Aber der deutsche Geist wird und

[1]) Übrigens sind in jüngster Zeit auch in Frankreich starke dezentralistische Regungen bemerkbar: man denke an die Zeitschriften „Nouvelle revue," „Le pays de France," an Frédéric Mistral und das Provençalentum der félibres!

muß wieder das Gleichgewicht herstellen, was freilich nicht Sache papierener Mahnungen allein ist, sondern mit wirtschaftlichen Vorgängen zusammenhängt. Die Litteratur und Kunst freilich kann hier selbständig sein, wenn sie nur will.

* * *

Wer mir unbefangen bis hierher gefolgt ist, der wird immer wieder den Eindruck haben, daß es sich in diesen zwanglosen Plaudereien weniger um Angriffe, als vielmehr um Erweiterungen handelt. Thore auf! Wir dürfen keiner Reaktion an und für sich das Wort reden; auch will ich überhaupt kein Programm in Worte spannen und etwa in den Irrtum verfallen, der in der Zeit der Ismen üblich war, keck und schlankweg zu behaupten: das und das sei „die" „deutsche" Poesie und so und so „der" Messias der Litteratur. Thore auf! sage ich immer wieder. Ins Leben der Nation und des Erdballs hinein, in das Bewußtsein des alloffenen Weltraums, heraus aus den Hallen des Formalismus, des vierten Standes, der Nervenkunst, der Verstandestheorieen, kurz: — heraus aus geistigem, örtlichem und zeitlichem Partikularismus!

Alle Vergleiche mit Zeitabschnitten der Vergangenheit sind gefährlich. Altertümelei liegt einem alexandrinischen Zeitalter sowieso nahe. Manches kann uns anregen, nichts aber uns helfen als eigene Lebensentfaltung mit unseren eigenen Temperamenten, Schmerzen, Freuden und Leidenschaften, die zugleich allmenschlich sind und sein müssen, falls wir mit voller Seele lebendig sind. Aber doch will ich mit Vorsicht an eine Zeit erinnern, von deren Geist ich unserer Litteratur endlich wieder etwas wünsche. Wir haben seit den Hohenstaufen und Sachsen zum erstenmal wieder ein starkes Reich mit dem unverkennbaren Bedürfnis, zu einer Weltmacht anzuwachsen. An jene Zeit des

Nibelungenliedes, der Gottfried von Straßburg, Walther und Wolfram möchte ich erinnern. Damals lag unser Ausfallsthor nach dem Mittelmeer und Orient (Kreuzzüge): heute liegt der Schwerpunkt unserer Kraft im Norden, das Meer ist unser Thor ins Weite, der „Zug nach Norden" ist fast schon sprichwörtlich geworden. Unseres Kaisers Nordlandsreisen in die Felsendome eines stammverwandten Volkes könnte man fast sinnbildlich in Gegensatz bringen zu den Romfahrten der alten Kaiser; und Weltreisen werden im neuen Jahrhundert den deutschen Dichtern mehr bieten als die seit Winkelmann üblichen Postfahrten der kleindeutschen Künstler bloß nach Italien.

Kurz, wenn ich's recht fasse, so ist mein letzter Wunsch der: eine heimatliche und doch vertiefte und erweiterte Lebensbejahung möchte im neuen Jahrhundert aus dem hierin vorangehenden Deutschland aufblühen. Ich kann zwischen asiatischer Weltflucht (Religion) und hellenischer Weltfreudigkeit (Kunst), wie sich Julius Hart kürzlich in einem geistvollen Buche ungefähr ausdrückte, keinen eigentlichen Widerspruch finden, sofern man sich eben nicht in bloße Formen einfangen läßt.[1]) Denn auch Gottesglauben ist für einen vertieften Gottesbegriff universelle Lebensbejahung. Ich fasse Kunst und Religion, deren tiefstes Wesen eins ist, als Lebensäußerungen starken Menschen-

---

[1]) Julius Hart, „Der neue Gott" (Leipzig, Eugen Diederichs). Hart faßt in diesem weitschweifigen und dilettierenden, aber phantasievollen und weitblickenden Werke die Kultur Südeuropas als eine Zweiheit von teils künstlerischer (Hellenen) oder staatlicher (Römer) Lebensbejahung, teils aber asiatisch-religiöser (wobei er Semitentum, Christentum, Buddhismus zusammenfaßt) Weltverneinung. Für die Kultur Nordeuropas möchte er eine Versöhnung dieser zwei Strömungen in einer dritten Einheit — ein bedeutungsvoller Grundgedanke, den er nun in Flugschriften („Das Reich der Erfüllung") mit seinem Bruder vertieft.

tums; nur aus einem starken und reichen Menschentum kann staunende Anbetung (Religion) und nachschaffende Anbetung (Kunst) blühen, wie etwa die Pflanze ihre Blüte und Frucht hinaustreibt als Unterpfand und Beweis ihres freudigen Dranges nach der Sonne. Ein Wachsen empor zu der Weltseele, die durchs All flutet, ein Aufquellen und Empordrängen aller Säfte und Kräfte — das ist es, was ich „Glauben" nenne, was ich zugleich im religiösen und künstlerischen und darum menschlich-hohen Sinne „Liebe" und „Hoffnung" nenne.[1] Und hieraus, aus Überschuß von Kraft, blüht eine wahre, blüht die einzig berechtigte Poesie, die uns als Menschen in unserem Ganzen erhebt und erhellt, weil sie ein Mitteilen von Lebenskräften eines überlegeneren und beglückteren Mitmenschen ist. Der hienieden wirkende Geist der Kraft und Freude ist über die ganze Welt hin ewig ein und dieselbe Substanz, wie es nur ein Licht giebt. Was soll also die im Litteratentum übliche Überschätzung der Form als solcher und Überschätzung der Kunst als solcher? Die Kräfte einer Zeit drängen sich mitunter nach einer ganz anderen Seite hin oder bleiben überhaupt im Verborgenen, und die Formen der Kunst bleiben dann solange saftlos: die Kräfte aber sind die Hauptsache, nicht die Kunst als Amt und Übung. Suchen wir nach jenen Poeten, die uns Kräfte und starkes Menschentum spenden: solange aber sind mir starke Prosaiker lieber als ein Schock ärmlicher Rhythmiker, und mit jedem tüchtigen, seelisch reichen Bauern, ja mit jedem unverdorbenen Kinde sitz' ich lieber zusammen oder halte lieber mit jeder hohen Sommernacht stille Zwiesprache, als daß ich mich mit

[1]) „Frömmigkeit ist das Bewußtsein höchster Gesundheit" (Lagarde).

solcher ausgeblasenen Litteratur befasse. Mensch sein ist auf alle Fälle wichtiger als Litterat sein.

Was ist es denn, was wir an Homer oder Shakespeare oder Nibelungenlied so lieben, was ist es, was so manches Märchen oder Mythe oder Volkslied zäh und fest haften ließ durch Geschlechter? Nicht die Form, die wechselt ja ewig, aber das ungebrochene, und darum wunderbar reich das All widerspiegelnde bedeutsame Menschentum darunter. „Je nach der Bedeutung des Menschen wird auch die Bedeutsamkeit seiner Mythe sein" (Ruskin).[1]) „Aus

[1]) „Wir müssen es den Meistern der Geschichtsforschung überlassen, die historischen Mythen zu ergründen, deren Überlieferungen immer noch von einem geheimnisvollen, wiewohl anziehenden und entschleierbaren Dunkel umhüllt sind. Aber Berge, Sterne und Stürme sind ganz ebenso noch um uns wie um die Menschen von ehedem und wir brauchen sie nur mit dem Ernste jener kindlichen Augen anzuschauen, um die ersten Worte zu verstehen, welche die Kinder der Menschen über sie gesprochen haben. Alsdann finden wir in den schönsten und lebenskräftigsten Mythen nicht nur die buchstäbliche Geschichte einer wirklichen Person, nicht nur das Parallelbild eines sittlichen Grundsatzes, sondern wir finden, daß jene und dieses auf der Verehrung einer Naturerscheinung beruht, von welcher beide ausgingen und worin sie auf immer wurzeln ... Man kann keine Mythe bilden, wenn man nicht das hat, woraus eine gebildet werden kann. Wenn die Mythe auf Gerechtigkeit und Seelenstärke Bezug hat, so muß sie von jemand gebildet worden sein, der weiß, was es heißt, gerecht und seelenstark zu sein. Je nach der Bedeutung des Menschen wird die Bedeutsamkeit seiner Fabel sein; und die Mythe eines schlichten und geistesarmen Volkes besagt selbstverständlich wenig, weil ein solches Volk wenig zu sagen hat" (John Ruskin, Aphorismen zur Lebensweisheit; übersetzt von Jakob Feis; Straßburg, Heitz & Mündel). Und Ruskin fügt richtig hinzu, daß Vorbedingung des Verständnisses dieser alten, aus der Natur herausgewachsenen Wahrheiten ist: „der Widerstrahl der Geister von gleicher Gemütslage." Nur so läßt sich die oft schier unbegreifliche Erscheinung verstehen, wie ganze Epochen blind und verständnislos an den

größten Geistern (auch der Vergangenheit, auch im Besitz ihrer Werke) vorübergehen können, um dafür Formalisten, Rhetoriker oder Mode-Künstler als Genies zu verherrlichen. Der Auffange-Spiegel ist nicht in Ordnung; es fehlt zum Verständnis wahrer Größe die „gleiche Gemütslage." — Vgl. hierzu auch Carlyles Essays „Heroenverehrung," etwa über den „Helden als Gottheit," worin gleichfalls „der große Mensch" als das Bewunderungswürdigste hingestellt wird, was es überhaupt giebt — ein Aristokratismus jedenfalls, bei dem ich freilich insofern nicht Halt mache, als mir auch der große Mensch nur als Mittel, nicht als Ziel, erscheint: als Führer ins große Leben, ins durchgöttlichte Universum. Ebenso Emerson („Repräsentanten der Menschheit"): „Die Welt wird durch die Wahrhaftigkeit guter Menschen erhalten; sie sind es, die die Erde gesund und heilsam machen . . . Die Suche nach großen Menschen ist der Traum der Jugend uud die ernsteste Aufgabe des Mannesalters . . . Es ist das Entzücken gemeinen Talentes, den Blick des Zuschauers zu blenden und zu täuschen. Aber das wahre Genie sucht uns vor seiner eigenen Macht zu verteidigen. Das wahre Genie will keinen arm machen, es will befreien und neue Empfindungskräfte wecken . . . Die Großen, das sind jene, die mit der Natur im Zusammenhang stehen und aus allen Moden herausschreiten, sie sind die Erlöser aus diesen Föderativ-Irrtümern, sie schützen uns vor unseren Zeitgenossen." Hier liegt's! Die „gemeinen Talente" von heute ziehen uns erst recht in Zeitgeist und Zeitgenossen hinein. — Ich füge noch einige herrliche Worte von dem vergessenen Bogumil Goltz an („Zur Geschichte und Charakteristik des deutschen Genius," Berlin 1864): „Ich lass' es mir nicht nehmen, nur ein Menschendasein, das so absolviert wird, wie es im deutschen Märchen geschieht; nur eine Welt, in welcher die Menschen so arbeiten und sorgen, so fromm, so herzenseinfältig und zugleich so mutterwitzig, so munter und schwermütig, so närrisch und gescheut, so lebensneugierig und doch ihren Lebensgewohnheiten so getreu sind: — nur eine Welt, in welcher die Menschen das Kleinste und Größeste so grüblerisch und doch so gläubig überdichten und überdenken: das ist die Welt nach dem Willen Gottes und der Natur!" Ebenso richtig und gefühlssicher sind Wendungen wie „beseelter Verstand," ein Verstand, „in dem Phantasie und Sittlichkeit nicht geschieden sind;" oder „Witz des Herzens," der gleichwohl im „Realismus des Alltags-

dem deutschen Märchen", sagt der verschollene Bogumil Goltz, „ersieht man, welche schönen und heiligen Gemüts-eigenschaften am deutschen Volke gefährdet und zu Grunde gerichtet sind. Was könnten nicht nur unsere Dichter, sondern auch unsere Moralphilosophen, Psychologen und Theologen aus dem deutschen Volksmärchen lernen, wenn sie nicht über dem vielen, welches sie gelernt, das eine verlernt hätten: das Verstehen der Gewissens- und Herzensstimme, die eben in hochkultivierten Zeiten so berechtigt sind als Wissenschaft und Schulvernünftigkeit." Und darin trifft's der Mann auf den Kopf: die Gewissens- und Herzensstimme, die den Kern des Menschentums bedeutet, was gilt die in einer alexandrinischen, nervösen, mit Farben, Linien und Worten spielenden Zeit? Shakespeare kann nur verstanden werden in seinen guten und bösen (denn Shakespeare war von dem Mißbrauch des Wortes „alles verstehen, heißt alles verzeihen" einer skeptischen Gegenwart so wenig angekränkelt wie jemals irgend ein bedeutender, königlicher Vollmensch!),

---

lebens die ideale Bedeutung erfaßt;" oder „das wunderschöne heile Menschentum" u. s. w. Das wunderschöne heile Menschentum: ja, da sind wir wieder angelangt! Das wollen im letzten Grunde alle ethischen Prediger der zweiten Hälfte unseres kulturüberlasteten, menschenerstickenden Jahrhunderts: Tolstoj, Ibsen, Zola in ihren drei neuesten Werken noch („Auferstehung," „Wenn wir Toten erwachen," „Fruchtbarkeit"), das wollten Wagner, Nietzsche, Gobineau, Emerson, Carlyle, Ruskin, Egidy. Sind wir denn wirklich so seelenarm und instinktverlassen oder so mithastend im unruhigen Verstandestum und Geschäftsgeist, daß wir dieses kindereinfache „Eins ist not" in seiner ganzen beruhigenden Größe nicht zu erfassen vermögen? — Ich empfehle dringend eine Berichtigung des Zeitsatzes, daß die Kunst lediglich abzuschildern habe; Shakespeares Wort vom „Spiegelvorhalten" (Hamlet, II, 2) ist zu einer frischen Zeit gesprochen, die lebensvolle Menschen-Exemplare (Gut und Bös) besaß und ist nicht professoral gemeint!

Shakespeare, sage ich, kann in seinen guten und bösen, wilden und zarten, stolzen und drolligen Gestalten, kurz, in seinem ganzen Reichtum nur verstanden werden, wenn man das Märchen versteht, dessen böse Stiefmutter und Sneewittchen oder Aschenbrödel oder Dornröschen ohne weiteres Verwandte sind der süßen Gestalten einer Ophelia, Desdemona, Cordelia oder der harten Goneril und Regan.[1]) Shakespeare, der „Dichter des Gewissens", ist auch Dichter des Herzens; er wertet, urteilt und liebt; und schließt das den feinsten psychologischen und künstlerischen Verstand etwa aus? Die Decadence des erbärmlichen Fin de siècle muß von dieser Seite aus beleuchtet werden: von der Seite hohen und herzlichen, in tiefstem Sinne wertvollen Menschentums; rein künstlerisch oder gar nur technisch ist ihr nicht beizukommen, denn da wuchert sie üppig. Ihr

[1]) Ein ungemein lehrreiches Beispiel, wie Shakespeare mißverstanden wird, ist die moderne Auffassung Shylocks als eine Art tragischen Helden oder Märtyrers! Den Gipfelpunkt dieser verzerrten Auffassung bedeutet jene Bearbeitung von L. Guner, die man gelegentlich Ermete Novellis Gastspiel im Berliner Lessingtheater kennen lernte. „Es ist eine Tragödie, dieser Shylock," schloß ein bewegter Kritiker seine Besprechung! Dabei ist Shylock im heiteren „Kaufmann von Venedig" ungefähr das, was bei Hans Sachs und im Märchen der böse Teufel ist, der nach allen Sorgen zum fröhlichen Ende geprellt wird. Die eine Prosarede Shylocks, aus der man, unterstützt von einer modernen Zeitbewegung, diese Auffassung ableitete, ist in ihrer Wertlosigkeit dargelegt von Dr. Janssen („Shakespearestudien I, S. 93; Straßburg, Trübner). — Ebenso verzerrend ist die Dingelstedtsche Bearbeitung und Bühnendarstellung der „bezähmten Widerspenstigen," dieses Seitenstücks zu dem renaissancehaft-unbändigen „Viel Lärm um nichts," worin Benedikt und Beatrice die zungenraschen Vettern und Verwandte von Petruchio und Katharina sind: nicht brutal, nicht mit der Hundepeitsche, sondern durch Raschheit der Phantasieen und Überraschungen der Launen den Raschen überholend, verwirrend und mit Zähigkeit kampfmatt setzend!

Menschentum ist dürftig — das ist das letzte und entscheidende, was man wider sie sagen kann.

* * *

So ist aus diesen unmaßgeblichen Plaudereien, die gleichwohl das Ergebnis einer langen Entwickelung sind, ein litterarisches Bekenntnis geworden. Ich habe dabei, wie mir auch der Gegner einräumen wird, sachlich und unabhängig, Keinem zu Lieb' oder zu Leide gesprochen. Es giebt manchen künstlerisch angeregten und geistig lebendigen Zeitgenossen, der unthätig und bitter am Strome der Zeit sitzt und nur feststellen kann, daß ihm diese herrschende Berliner und Wiener Litteratur nicht jenes „Wunderbare“ bringt, was sein innerer Mensch erfahren möchte. Dies Wunderbare wird zuletzt „nur“ das sein, was immer wieder das Befreiende und Erlösende ist auf diesem Erdball: ein Mensch, leuchtend und fest, der das Haupt im Himmel und Hand und Füße auf Erden hat, Idealist und Realist, frei in Gott und doch auch haftend im Luftkreis dieses Planeten, den zu erkennen, zu verklären und zu überwinden unseres Dichtertums schöne und schwere Arbeit ist!

An alle Freunde deutscher Litteratur.

Frühling! Wie ein Aufatmen geht's jetzt durch die deutschen Lande! Wie ein Aufatmen soll es im neuen Jahrhundert nach so viel Verstimmungen auch durch Deutschlands Geistesleben und durch Deutschlands Dichtung gehen. Der in allen deutschen Gauen jetzt frisch aufblühenden neuen Heimat- und Höhenkunst eine Heimstätte zu schaffen, wird fortan das Hauptbestreben meines Verlages sein. Dazu bedarf ich der Unterstützung aller, denen es Ernst ist um die Gesundung unserer Litteratur. So wolle man denn mit frischer Unbefangenheit die hier angezeigten Bücher betrachten. In erster Linie erbitte ich das Interesse aller litteraturfreundlichen Kreise für die neue litterarische Halbmonatsschrift „Heimat". (Bezugspreis pro Quartal M. 2.—.)

Diese Zeitschrift will in bewußtem Gegensatz zu Niedergang und Degeneration des „fin de siècle" ein Organ für Heimatkunst sein — sie will eine gesunde Grundlage schaffen für eine reine und starke Höhenkunst, nicht eng noch einseitig, nicht doktrinär noch gekünstelt, sondern vor allen Dingen lebendig!

Der vorliegende erste Vierteljahrsband (Jänner bis März 1900) giebt jetzt bereits einen Begriff, was die vielgenannte Heimatkunst will. Selbstverständlich werden wir unablässig bemüht sein, weiter zu wachsen und zu reifen.

Zu lange ist unsere Dichtung dem einseitigen Litteratentum ausgeliefert gewesen, Zeit ist's, daß sich auch das deutsche Volk auf seine Pflichten besinnt, mitzuhelfen an einem besseren Zeitgeist!

Aus dem Inhalt des ersten Vierteljahrsbandes:

Fritz Lienhard, Hochland. — Adolf Bartels, Heimatkunst. — J. J. David, Zu Ludwig Anzengruber. — Karl Storck, Bildende Kunst im Elsaß. — Fritz Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins. — Adolf Bartels, Richard M. Meyer's deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts. — Heinrich Sohnrey, Wenn wieder eins geboren wird. — Fritz Lienhard, Wo bleiben die nationalen Berliner? — Robert Mielke, Industriekunst. — Fritz Lienhard, Vom Reichtum deutscher Landschaft. — Arthur Seidl, Ein musikalisches Evangelium. — Fritz Lienhard, Zwischen Demokratie und Hurrapatriotismus. — Adolf Bartels, Die Schlacht bei Hemmingstedt. — Fritz Lienhard, Neuer Geist. u. v. A. mehr.

Dazu eine sehr reichhaltige litterarische Produktion mit Beiträgen von Max Bittrich — Franz Diederich — Max Dreyer — Cäsar Flaischlen — Hugo Greinz — Rudolf Huch — Johannes Kruse — Fritz Lienhard — Adolf Pichler — Karl Söhle — Heinrich Sohnrey — Clara Viebig — Helene Voigt — Arthur von Wallpach u. A.

Endlich enthält jedes Heft eine anregende Tagesschau über hervorragende neue Erscheinungen aus Litteratur und Kunst, über Theater und allgemeines geistiges Leben. Und das alles für den vierteljährlichen Bezugspreis von 2 Mark, gebunden 3 Mark, der bei der Fülle und Gediegenheit des Gebotenen gewiß äußerst mäßig genannt werden muß.

Zum Schluß seien hier nur noch einige Preßstimmen über die „Heimat" im Auszug wiedergegeben (mehr mitzuteilen fehlt's an Platz!).

Ferdinand Avenarius im Kunstwart:

Auf dem festen Boden der Heimatkunst soll hier gearbeitet werden, um auf ihr auch eine Höhenkunst zu erbauen — also ein Stück Kunstwart-Programm! Wir sagen unsern Glückwunsch dazu und bitten die Leser, an einem Probeheft nach dem Weitern zu sehen.

Der Kyffhäuser:

Die „Heimat" steht auf gesundem deutschen Boden, auf keimstarker Frühlingserde, aus der frische Säfte in Stamm und Ast steigen. Es ist ein gutes Zeichen, daß eine solche Zeitschrift in Berlin erscheint und Beachtung findet, ein gutes Zeichen für den neuen Geist, der in so vielen Künstlern und Litteraten erwachte.

Fritz Mauthner im Berliner Tageblatt:

Es trifft sich gut, daß der erste Versuch, das gastfreundliche Berlin für Frederi Mistral, den Dichter der Provence zu gewinnen, gerade in die Zeit fällt, wo unsere eigenen vielfältigen Bestrebungen nach einer großen sonntäglichen Heimatkunst in der Zeitschrift „Heimat" einen Mittelpunkt gefunden haben. Wir werden uns hoffentlich mit den Gedanken dieser Zeitschrift öfter beschäftigen. Bleibt das Ziel noch unklar, so ist doch der gemeinsame Weg verlockend, der Weg, welcher durch die Niederungen des pedantischen Naturalismus hindurch (nicht an ihnen vorbei) nach dem heimatlichen Hochland der Poesie führen soll.

Wem's also nun ernst ist um die Zukunft der deutschen Litteratur, der helfe mit an der Verbreitung der „Heimat" und des ihr zu Grunde liegenden Programms. Jede Mithilfe ist uns hochwillkommen.

Heimatkunst aus deutschen Gauen

Aus Tirol: Adolf Pichlers Tiroler Geschichten und Wanderungen. 5 Bände. Gesamtpreis geh. M. 15.—, geb. M. 20.—.

Auch in 30 Lieferungen zu je 50 Pf. = 30 kr., zu beziehen.

Inhalt und Einzelpreis der Bände:

- Allerlei Geschichten aus Tirol. Dritte und vierte Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Jochrauten. Neue Geschichten aus Tirol. Zweite Auflage, geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.
- Letzte Alpenrosen. Erzählungen aus den Tiroler Bergen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5. .
- Kreuz und Quer. Gesammelte Streifzüge. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—,
- Aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

— Adolf Pichlers dichterische Werke. 5 Bände. Geb., in Karton gelegt M. 12.—.

Inhalt und Einzelpreis:

- Hymnen. Dritte Auflage, geh. M. 1.—, geb. M. 2.—.
- In Lieb und Haß. Elegien und Epigramme aus den Tiroler Bergen. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Die Tarquinier. Trauerspiel in fünf Akten. Zweite Auflage, geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.
Marksteine. Gesammelte Dichtungen. Zweite Auflage, geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.
Spätfrüchte. Gedichte verschiedener Art. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Wenn einmal die Zeit Auslese gehalten hat, und die Frage auftaucht, wer hat zu Ende des Jahrhunderts, das mit Goethe und Schiller begonnen, der deutschen Dichtung noch die originellsten Töne geliehen, wird man gewiß Adolf Pichler in erster Linie nennen müssen.

Professor Alois Brandl
in der „Deutschen Litteratur-Zeitung" Januar 1897.

Aus Steiermark: Hans Grasberger, Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Peter Rosegger, Karl von Thaler u. A. 3 Bände. Geh. je M. 3.—, geb. M. 4.—.

— **Steirische Geschichten.** Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Ich thue Paul Heyse nicht weh, Gottfried Keller nicht und auch Theodor Storm nicht, wenn ich manche Novelle Grasbergers, was formliche Vollendung angeht, diesen Klassikern des Stiles an die Seite setze.

Peter Rosegger im „Heimgarten".

— **Wilhelm Fischer,** Grazer Novellen. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

Wilhelm Fischer hat durch die „Grazer Novellen" einen Platz neben den besten modernen Erzählern Österreichs erklommen und verdient allgemeine Teilnahme an seiner Dichtung. So lange wir seinem Vortrag lauschen, hat er uns in seiner Gewalt, wir glauben an seine Menschen, an seine Landschaften und fühlen uns wohl in seiner Gesellschaft, wenn auch seine Stimme mitunter zittert und nicht bloß von Freude und Sonnenschein zu berichten vermag.

Prof. Richard Maria Werner im Prager Tagblatt.

Aus Kärnten: Holger Drachmann, Kärntner Novellen. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Von den Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben: Adam Müller-Guttenbrunn, Deutsche Kulturbilder aus Ungarn. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

„Man glaube uns aufs Wort: solch Buch ist mehr wert als zehn Romane." Leipziger Neueste Nachrichten.

Aus Mähren: J. J. David, Frühschein. Geschichten vom Ausgang des großen (dreißigjährigen) Kriegs. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Einer jener Glücklichen, die nur auf der Höhe ihrer Begabung bleiben dürfen, um bedeutend zu sein!

Ludwig Speidel über J. J. David in der Neuen freien Presse.

Aus dem Böhmerwald: Johann Peter, Waldmeister und Enzian. Gestalten und Geschichten aus dem Böhmerwald. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Frischer und erquicklicher Ton, der uns ganz in die böhmische Waldnatur hineinversetzt, und gesundes Empfinden machen das Buch zu einer angenehmen Lektüre. Roseggers Heimgarten.

Aus Thüringen: Wilhelm Arminius, Verschieden Waidwerk, Eine Geschichte aus dem Thüringer Walde. Geh. M. 4.—, geb. M. 5.—.

„Der Kuckuck rief. Verträumte Quellen rannen.
Die Sommersonne lag im Thüringgau.
Ein Reis brach ich von seinen Edeltannen.
— Ich bring es dir, Marianna, liebe Frau."

Mit diesen Begleitsworten schickt der Verfasser sein neuestes Werk hinaus in die Welt. Es ist ein echtes Edeltannenreis! Ein schönes Buch, für das wir Thüringer doppelt dankbar sein müssen. Thüringer Luft atmet es, und auf Thüringer Boden spielt sich die sehr geschickt und spannend aufgebaute Handlung ab. Wer Berg und Thal, Volk und Sitten unseres Waldgebirges kennt, der wird seine helle Freude an diesem Buche haben. Jägerpoesie und Maienfestspiel, die teilweise düstere Romantik des Wilderertums und der volle sonnige Zauber unseres Bergwaldes weben da zusammen. Was in diesem Werke noch ganz besonders sympathisch berührt, das ist das kernig-deutsche, männlich-kraftvolle Empfinden, welches es durchströmt. Stark im Kampf, aber verträumt und sinnierend, wenn Waldwipfel über uns rauschen: das ist immer deutsche Art gewesen und hat das deutsche Gemüt ausgezeichnet. Auch Wilhelm Arminius zählt dazu. Sein Buch wird überall Waldhauch und Sonnenschein in die Herzen zaubern.
A. Trinius in der Gothaer Zeitung.

Aus Hannoverland: Heinrich Sohnrey, Friedesinchens Lebenslauf. (Die „Leute aus der Lindenhütte".) Niedersächsische Walddorfgeschichten für große und kleine Leute erzählt. Dritte Auflage. Mit Buchschmuck von O. Ewel. Geh. M. 3.50, in reichem Prachtband M. 5.—.

Wer lauter wohlthuende, herzlich ergreifende und gesund natürliche Eindrücke haben will, der lese Friedesinchens Lebenslauf von Heinrich Sohnrey, einem glücklich beanlagten und längst bewährten Volksschriftsteller. — Kein höheres Lob läßt sich einem Schriftsteller geben als das, daß er mit schlichten Gegenständen vollkommene und im Wechsel von Freud und Leid harmonische Eindrücke zu wecken weiß. Hier ist nichts, das man anders haben möchte, denn es wirkt auf uns wie eine Geschichte, an der der Erzähler nichts hätte ändern können. Die Grenzboten.

— Der Bruderhof. Eine Dorfgeschichte aus dem Hildesheimischen. Preis: geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Ein starkes Talent, das tief in der Heimatserde wurzelt, ein Talent voll Mark und Saft, das aber auch die feinere Empfindungswelt in weitem Bereich umspannt, ist Heinrich Sohnrey . . . Was dem Buche „Bruderhof"

seinen Wert verleiht, ist, daß es quellendes Leben giebt; in engem Bezirk ein Reichtum wechselnder Stimmung, die von fröhlicher Idyllik bis ins düster Tragische hineinreicht. Und die Kunst Sohnreys beherrscht alle Gebiete des Poetischen: neben behaglich epischen Schilderungen finden sich Stellen voll lyrischen Reizes, und der Gegensatz der Charaktere kommt in dramatischer Schärfe zum Austrag. „Tägliche Rundschau".

Aus Hannoverland: Heinrich Sohnrey, Rosmarin und Häckerling. Bäuerliche Liebes- und Leidensgeschichten aus Niedersachsen. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Es giebt unter unseren Dichtern wenige, deren Kunst so heimatlich, so erdfrisch, und überdies in jedem Sinne so jungmännlich berührt, wie die Kunst Sohnreys. In der Kunst der Darstellung, im lebendigen Sprachausdruck braucht Sohnrey so leicht keinen Vergleich zu scheuen. Die kleine Skizze von „Lorenheinrich", dem stillen, schweigsamen Vagabunden, der in jedem Jahr als erster Lenzbote in allen Dörfern des Gaus mit Jubel begrüßt, bekränzt, bewirtet wird, wiegt Bände alter und neuer Frühlingslyrik auf. Nicht oft ist alles das, was der Frühling für die wintermüden Seelen, für alt und jung bedeutet, so reizvoll, so körperlich greifbar zur Anschauung gebracht, als in dieser Skizze, die in ihrem Helden fast symbolisch berührt und in ihrer Stimmung an die Tage der Urzeit anklingt, da die Lenzgöttin Ostara in den deutschen Landen ihren festlichen Umzug hielt. Heinrich Hart in der „Täglichen Rundschau".

Aus Mecklenburg: Max Dreyer, Lautes und Leises. Ein Geschichtenbuch. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Eines der schönsten neuen Zeugnisse gemüt- und humorvoller Heimatsdichtung, das mir seit langem begegnet. Es lebt ein Duft der Landschaft, eine Frische und Jugendlichkeit in dem Buch, die einem auf jedem Blatte den berufenen Dichter verraten. Westermanns Monatshefte.

Aus Schleswig-Holstein: Helene Voigt, Schleswig-Holsteiner Landleute. Bilder aus dem Volksleben. Mit einem Vorwort von Heinrich Sohnrey. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—.

Wir haben hier ein mächtiges Talent vor uns. Und fast fertig in der Kunst des Aufbaues, wie in der Gedrungenheit und Geradheit des Stils. Selten, daß eine Stilunreinheit stört. Augen, die klar und scharf sehen, aber nie hart und grausam, ein Herz, das männlichen Ernst und tollen Kraftüberschuß so gut begreift, wie tiefstes weibliches Schämen und Scheuen, ein Naturgefühl, das die schleswig-holsteinische Ebene mit wunderlichem Glücksgefühl umgreift — in neuen prachtvollen Novellen hat Helene Voigt alles vereinigt. Es ist etwas Jungenhaftes in ihr, und doch oft etwas Weiblich-Herbes. Vor unholden Zügen scheut sie nicht zurück und ist jenem Realismus der Beobachtung treu, der aus dem Charakter quillt wie Harz aus der Rinde, mit Naturnotwendigkeit, und nicht aus ästhetisierender Schulweisheit heraus.

„Die Gesellschaft".

Aus Ostfriesland: Th. Justus, Auf heimischer Erde. Ein Geschichtenbuch aus Ostfriesland. Geh. M. 3.—, geb. M. 4.—.

Die sieben kurzen Erzählungen spielen in Ostfriesland, an der Küste des Dollart, der seinen Namen von der „dollen Art" haben soll, die ihm bis auf den heutigen Tag eigen ist. Flach ist das Land: Marsch, Moor und Heide hinter Deichen und Dämmen; rauh und wortkarg, schlicht und bieder, treuherzig und tiefgründig der Menschenschlag. Meisterhaft versteht es Th. Justus, mit wenigen Strichen, liebevoll und warmtönig in der Weise der alten Düsseldorfer Malerschule gezeichnet, Land und Leute lebenswahr uns vor Augen zu zaubern. Man wird warm beim Lesen dieser schlichten Geschichten, und es wird einem dabei so wohl und behaglich ums Herz, als säße man wieder in der Heimat im alten, traulichen Elternhause unter guten, treuen, schlichtsinnigen geliebten Menschen wie einst.

Gustav Schalk im „Land".

Vom Spreewald: Max Bittrich, Neue Spreewaldgeschichten. Geh. M. 1.60, geb. M. 2.50.

Man hat Bittrich den wendischen Rosegger genannt: es mag das etwas übertrieben erscheinen, aber er hat doch vieles von ihm, das seinen Geschichten einen eigentümlichen Reiz verleiht, vor allem die Frische der Darstellung und die wunderbare Stimmung, die über dem Ganzen schwebt.

„Frankfurter Zeitung".

Zu erscheinen beginnen:

Flugschriften der Heimat

welche in zwanglosen Einzelheften zum Preise von à 50 Pf. in allen Buchläden erhältlich sind. Es sind entweder Separatdrucke größerer Artikel der „Heimat" oder Ergänzungshefte zu ihr.

Erschienen oder unter der Presse sind bereits:

Adolf Bartels, Ein Berliner Litteraturhistoriker
Fritz Lienhard, Burenlieder
Karl Berger, Drei Schwaben
Fritz Lienhard, Die Vorherrschaft Berlins
Hugo Greinz, Adolf Pichler.

Herrosé & Ziemsen, Gräfenhainichen.